Das Schönste

Die Monatsschrift für alle Freunde der schönen Künste

THEATER · FILMKUNST · FERNSEHEN · MUSIK · TANZ · DICHTUNG · MALEREI · PLASTIK · BAUKUNST · WOHNKULTUR



Rosenkranz-Madonna im Münster zu Überlingen

Nr. 12 · 1956 · Dezemberheft
München · Preis DM 1,50



Zum Umschlagbild: Der Rosenkranz-Altar von Martin und Michael Zirn (1645) aus dem Münster zu Überlingen (Photo: Siegfried Lauterwasser).

Das Schönste

erscheint monatlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG

INHALT:

★

Verlag und Redaktion: München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 052-3372 · Telegr.: REVUE München
Chefredakteur: Wilhelm Winckel
Stellvertretender Chefredakteur: Siegfried Sawallich
Textredakteur: Dr. Kurt Fassmann
Anzeigen: Paul Offinger; Herstellung: Adolf P. Frühmorgen
Vertrieb: Alfred Moehring
Verlagsleiter: Willy Roth
Druck: KINDLER UND SCHIERMEYER DRUCK GMBH,
München 8, Schneckenburgerstraße 22, Telefon 44 98 91

Abonnements-Annahme: Verlag, zuständiges Postamt oder Briefträger. Bezugspreis vierteljährlich DM 4.50 (einschl. Zustellgebühr). Einzelpreis: Italien: Lire 300.—, Frankreich: ffr. 150.—, Schweiz: sfr. 1.70, Österreich: öS. 10.—.

DAS SCHÖNSTE darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in Lesemappen geführt werden. — Z. Z. ist Anzeigen-Preisliste Nr. 1 a gültig. Für unaufgefordert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Verwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages! — Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Wilhelm Winckel, für den Anzeigenteil: Paul Offinger, beide München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6.

DEZEMBER

Unter der weißen Decke, die nun bald alles verhüllen wird, keimt das Leben zukunftsträchtig weiter — der Dezember ist ein Monat des Hoffens. Er bringt uns trotz Frost, Schnee und langen Nächten einen Glanz freudiger Sehnsucht und Erwartung, der selbst die härtesten Herzen umstrahlt, sie auftaut, und sei es nur zu wehmütigem Gedenken an verlorene Paradiese. Insgeheim gehen wir auf die Suche nach ihnen, etwa auf den Weihnachtsmarkt, wo uns freilich sogleich die Perfektion der Technik mit Kunststoffspielzeug enttäuscht — still gehen wir weiter, vorbei an den geschmückten Holzbuden, und sehen im nebelgedämpften Laternenlicht die Rauschgoldengel über den drängenden Menschen schweben. Es stört uns nicht mehr, daß zu dieser verwunschenen Szenerie elektrische Drehorgeln statt Geigen aufspielen, und zufrieden atmen wir den irdischen Duft gerösteter Kastanien, der vorüberstreicht.

Das Kunstleben aber? Es tritt nun für ganz kurze Zeit herab vom Podest strenger Ausschließlichkeit und ordnet sich ins Gefüge des Jahres ein: die angelaufene Saison scheint pausieren zu wollen.

Und doch — gleichsam als triumphaler, spannungsvoller Abschluß vor der festlichen Pause — werden jetzt noch große Trümpfe ausgespielt. Vor allem das Theater hat sich in diesem Monat nichts Geringes vorgenommen. Hamburg, Düsseldorf und München erwarten die (voraussichtlich gleichzeitige) Uraufführung des Schauspiels „Als wir alle arm waren" von Carl Zuckmayer, der am 27. Dezember seinen 60. Geburtstag feiern wird. Seit dem Tode Brechts steht er allein, was die deutsche Dramatik betrifft. Noch eine zweite Uraufführung ist dem Jubilar Zuckmayer in diesem Monat gewidmet: sein Schauspiel „Katherina Knie" wird in einer Neufassung als Musical (in der Bearbeitung von Spoliansky) von der Münchener Staatsoperette noch einmal aus der Taufe gehoben. Mit Interesse erwartet man auch die Uraufführung der „Zwillingskomödie" Richard Mohaupts in Karlsruhe wie auch Lion Feuchtwangers bislang ungespieltes Stück „Die Witwe Capet", mit dem Dresden aufwarten will. Und ein besonderes Ereignis für den Theaterfreund verspricht die Faust-Inszenierung zu werden, die Fritz Kortner am Bayerischen Staatsschauspiel in München vorbereitet.

Anders die Musik und die bildenden Künste. Sie treten fast ganz in den Dienst des weihnachtlichen Geschehens. Weihnachtsoratorien ertönen fast allerorten, die Knabenchöre haben ihre große Zeit. Die Regensburger Domspatzen, der Thomanerchor in Leipzig, die Sängerknaben in Wien und Stuttgart halten ihre berühmten Weihnachtskonzerte, während die Maler in Düsseldorf, Frankfurt, Hamburg, Heidelberg, Cannstatt, Wien und München ihre traditionellen Weihnachtsausstellungen veranstalten, die dem Beschauer Anlaß geben sollten, bei seinen Vorbereitungen für den Weihnachtstisch neben den „praktischen" Dingen auch an Geschenke von ideellem Wert zu denken. In Hamburg wird übrigens dem Freund moderner Kunst noch eine besondere Delikatesse geboten: eine einmalige umfassende Ausstellung der Werke Paul Klees, die von der Kunsthalle veranstaltet wird. Interessieren dürfte auch die in Braunschweig gezeigte Schau von Werken Pierre Bonnards. Und da wir gerade bei den Ausstellungen sind — der Dezember bringt auch einige bemerkenswerte Sammlungen von Zeugnissen kindlich-unbefangenen Gestaltens, so in München (hier in der Internationalen Jugendbibliothek) und in Leipzig, während das Klingspor-Museum in Offenbach am Main unter dem Motto „Bunte Kinderwelt" eine internationale Ausstellung illustrierter Kinderbücher, ergänzt durch Kinderzeichnungen, zeigen wird.

Bunte Kinderwelt? Dieser Monat beschwört sie herauf wie kein anderer — mit unserer weihnachtlichen Sehnsucht, mit den schimmernden Kerzen, die uns nie so hell erstrahlten wie in unserer Kinderzeit. Nicht daß wir heute das Wunder hinter den kleinen Flammen nicht mehr ahnten. Aber in unserer illusionsarmen Gegenwart sind wir diesem Wunder ferner als je zuvor. Vor wenigen Wochen begannen größere, heißere Flammen aufzulodern, erschrocken hielt die Welt den Atem an. Überwältigt uns nur noch diese Wirklichkeit?

Vielleicht bedurfte es der harten Warnung. Wir sind ein „leichtes Geschlecht", allzu vergeßlich, allzu selbstzufrieden und selbstgerecht. Ein rasch erreichter Wohlstand täuscht uns auch rasch darüber hinweg, daß er nicht Sicherheit bedeutet. Glück, Liebe und Frieden — all das, was wir erstreben, ist immer wieder bedroht. Aber wir vergessen das leicht, indes wir — mitunter allzu hastig — unseren Wünschen nachjagen. Und sind dann in Gefahr, alles zu verlieren. K. F.



Ein denkwürdiger Abend im Wiener Burgtheater:

MARIA STUART

Die Dorsch und die Wessely in den tragenden Rollen des großen Königinnen-Dramas

In neuem Glanz erstrahlte der Ruhm des Wiener Burgtheaters, als sich Käthe Dorsch und Paula Wessely, zwei der größten Darstellerinnen unserer Zeit, in Schillers „Maria Stuart" zu gemeinsamem Spiel zusammenfanden. Nicht Typen, sondern Menschen, schwankend zwischen Gefühlen und Politik, standen auf der Bühne. Ins zutiefst Menschliche ausgeweitet, schienen die Rollen oft in einzelnen Zügen wie ausgetauscht: Käthe Dorschs ehrgeizige, kalt erbarmungslose Königin Elisabeth war nicht minder erfüllt von weiblich gefühlvollem Empfinden wie Paula Wesselys leidenschaftliche Maria von kühler Berechnung. Meisterhaft verstand es der Regisseur Leopold Lindtberg, zwei so individuelle schauspielerische Persönlichkeiten wie Käthe Dorsch und Paula Wessely zum völligen Einklang des Erlebens aufeinander abzustimmen. Ihnen und der hervorragenden Besetzung aller Rollen verdankt das Wiener Burgtheater einen unvergeßlichen Abend, an dem die ehrwürdige Tradition — die Kunst vollendeten Ensemblespiels und aristokratisch-nobler Darstellung — in aller Reinheit wieder auflebte.

10 Jahre Berliner Renaissance-Theater

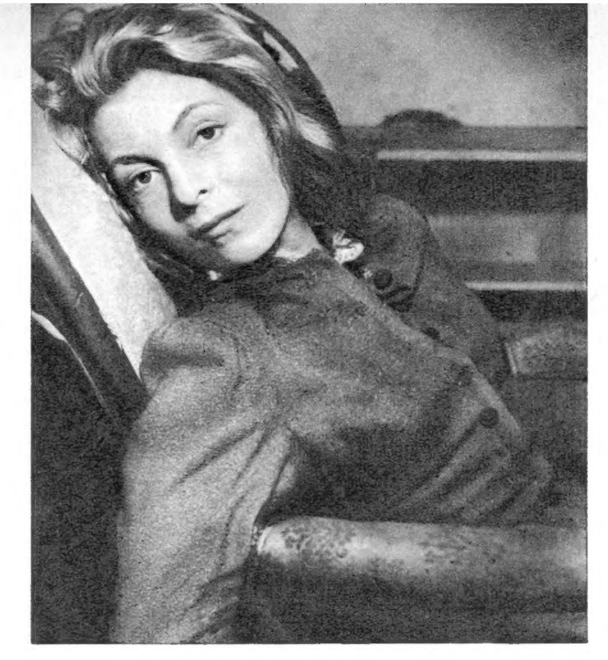
Bühne ohne Subvention



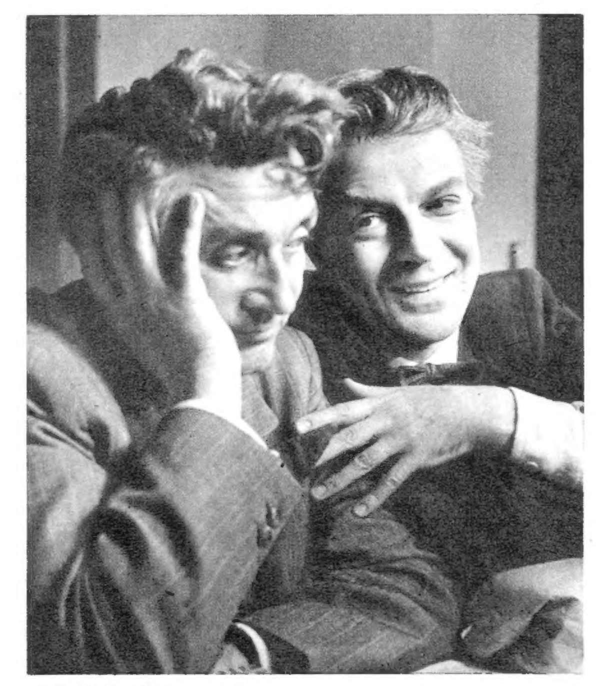
Intendant Dr. Kurt Raeck, der Leiter des Berliner Renaissance-Theaters: „In der Zeit zwischen dem Aufgehen und dem Fallen des Vorhangs muß der Erfolg entschieden werden!"

Vor zehn Jahren, im Dezember 1946, öffnete das neue Renaissance-Theater seine Pforten

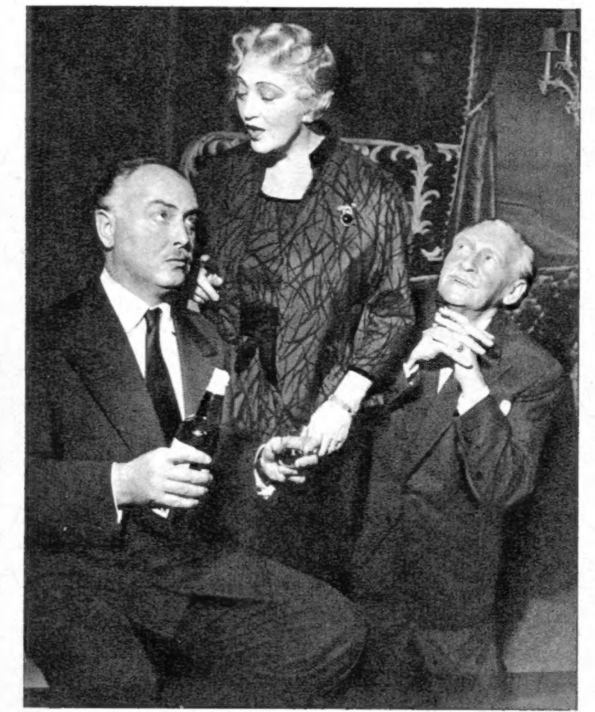
Es gilt, ein Jubiläum zu feiern: eine der wenigen nichtsubventionierten Privatbühnen Deutschlands, das Renaissance-Theater in Berlin, kann auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken. Erst vor wenigen Wochen lenkte diese Bühne wieder die Aufmerksamkeit auf sich, als sie mit der Uraufführung von Remarques Schauspiel „Die letzte Station" einen großen Erfolg buchen konnte. Wieder hatte Intendant Dr. Kurt Raeck bewiesen, daß er den richtigen Griff für zugkräftige Stücke hat. Serienerfolge sind bei ihm keine Seltenheit, mancher junge Autor wurde hier entdeckt, und er hat gezeigt, wie eine Bühne auch heute noch aus eigener Kraft — und das heißt aus der Kraft des Komödiantischen heraus — leben kann. Denn die Frage „Sein oder Nichtsein" wird hier (wie bei den Hamburger Kammerspielen Ida Ehres und der Münchener Kleinen Komödie Gerhard Metzners, zwei anderen nichtsubventionierten Bühnen) ausschließlich von der Leistung auf der Bühne und von der Gunst eines geneigten Publikums entschieden. Diesen Problemen gerecht zu werden, erfordert Mut, Elastizität und vor allem einen differenzierten Spielplan, der pointierte Unterhaltung und gewagtes Experiment, bewährte Klassik und umstrittene Gegenwart glücklich vereint. Und das ist dem Berliner Renaissance-Theater in den vergangenen zehn Jahren gelungen.



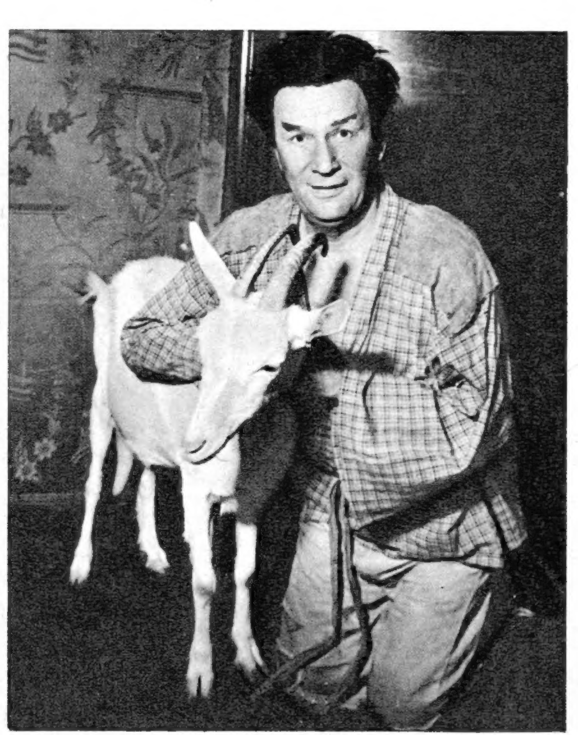
1946 „Fräulein Julie" in der Inszenierung von Ernst Schröder bildete den Auftakt. Ruth Hausmeister verkörperte das Abgründige in dieser berühmten Frauengestalt Strindbergs.



1949/50 „Mein Name ist Hase": Das bekannte Lustspiel von Mary Chase war eine der erfolgreichsten Inszenierungen. (Im Bild: Victor de Kowa, Alexander Engel.)



1953/54 „Jane" von N. S. Behrmann. Drei interessante Schauspieler prägten die Aufführung dieser Komödie: Hans Nielsen, Käthe Dorsch und Ernst Stahl-Nachbaur (Bild).



1954/55 „Das kleine Teehaus" trat von Berlin aus seinen Siegeszug über die deutschen Bühnen an. Oskar Karlweis bearbeitete es und spielte die Hauptrolle.



1955 „Meine Frau erfährt kein Wort". In George Axelrods vergnügter Komödie zeigte Heinz Rühmann (mit Hertha Feiler) eine vom Publikum begeistert gefeierte Leistung.

Photos: Köster



1947 „Das Lied der Taube", John van Drutens Dreipersonenstück, war mit 213 Aufführungen einer der großen Erfolge des Theaters. Im Bild: Winnie Markus und Karl John.



1947/48 „Die Zeit des Glücks" von Marcel Achard hieß der größte Erfolg dieser Spielzeit. Das Stück erreichte mit Victor de Kowa in der Hauptrolle 199 Aufführungen.



1948/49 „Der Herr im Haus" von Howard Lindsay und Russel Crouse wurde unter der Regie von Kurt Raeck mit Käthe Haack und Kurt Seifert ein ausgefeiltes Kammerspiel.



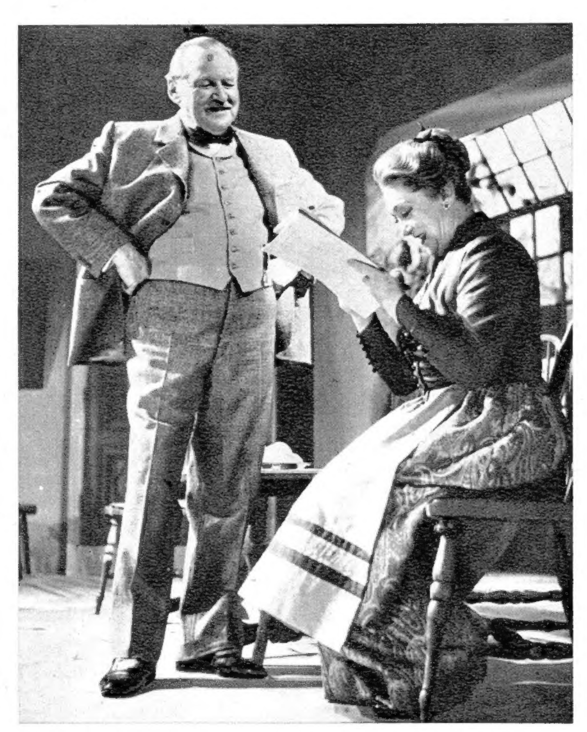
1950/51 „Theophanes" von und mit Theo Lingen, eine Mischung aus leichtem Lustspiel und ironischer Persiflage. (Im Bild: Theo Lingen und seine Tochter Ursula Lingen.)



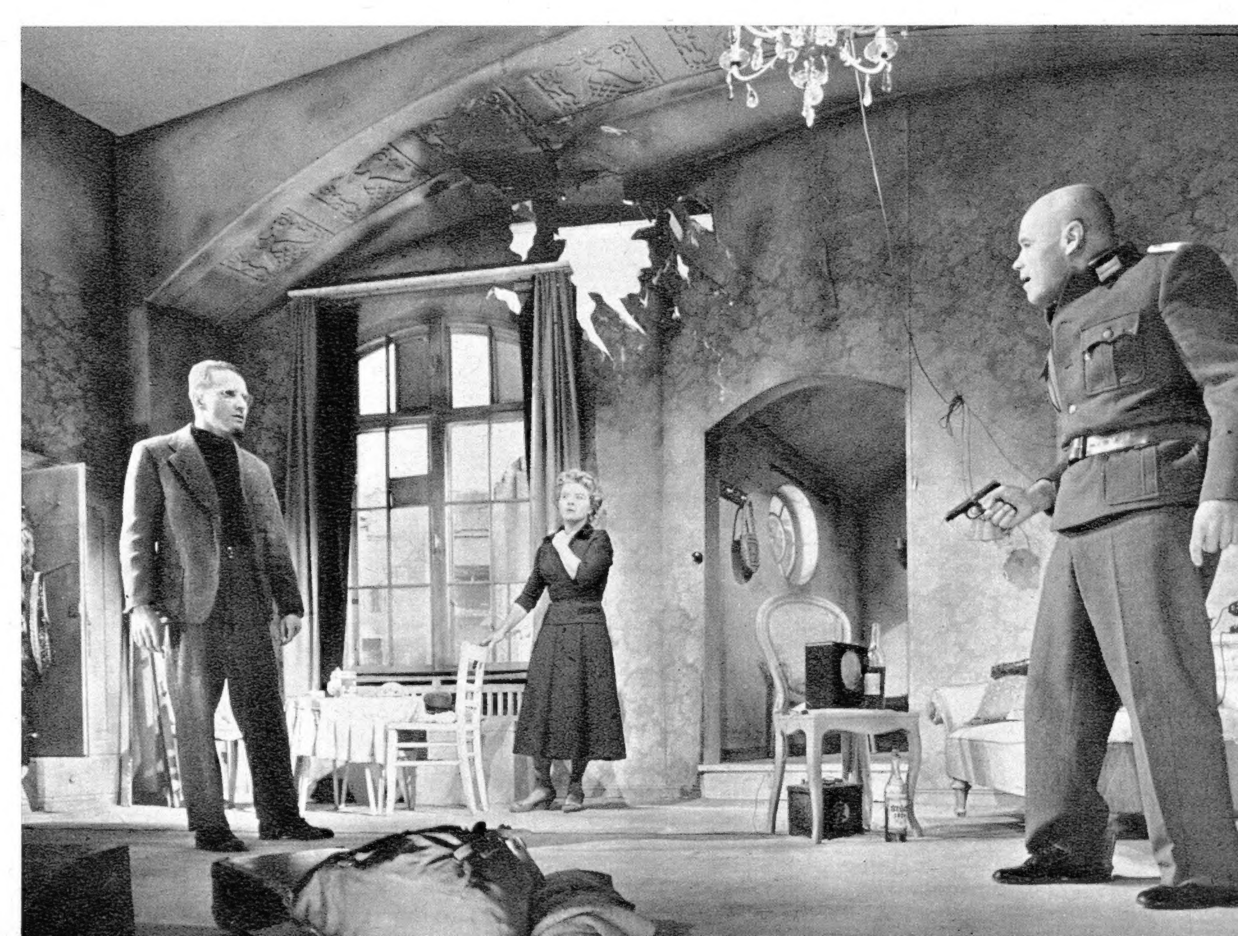
1951/52 „Zuviel Liebe" von Jean Guitton zeigte den großen Wiener Volksschauspieler Oskar Karlweis wieder im Rampenlicht des Berliner Theaters (mit Winnie Markus).



1952/53 „Das Himmelbett": Jean de Hartogs witzig-kluges Ehestück war ganz auf die darstellerische Intensität von Gundel Thormann und Victor de Kowa gestellt.

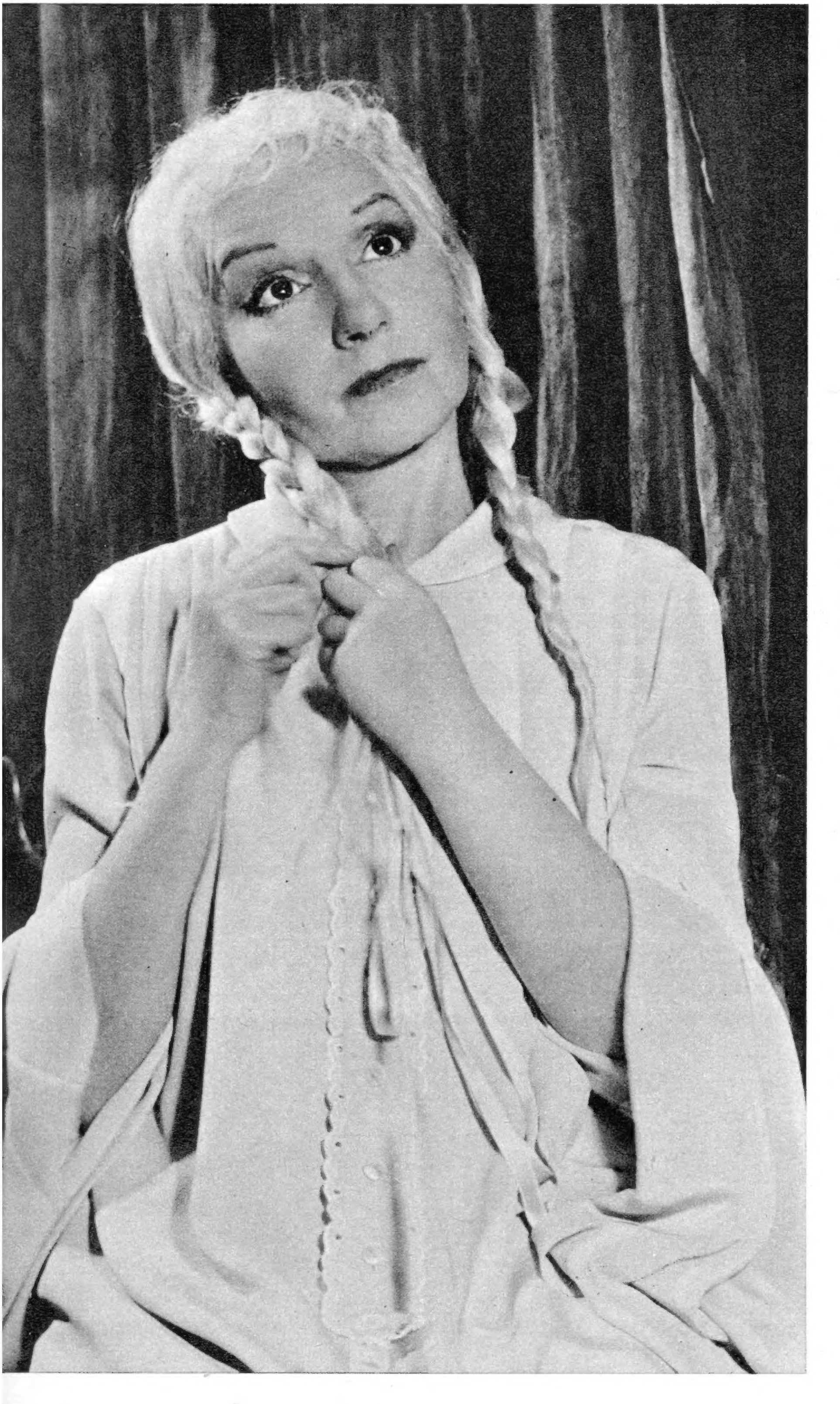


1956 Käthe Dorsch und Ernst Stahl-Nachbaur in „Mama Nicole". Rechts: Die Spielzeit 1956/57 wurde mit Remarques vieldiskutiertem Schauspiel „Die letzte Station" eröffnet. In den Hauptrollen spielen Kurt Meisel und Heidemarie Hatheyer.



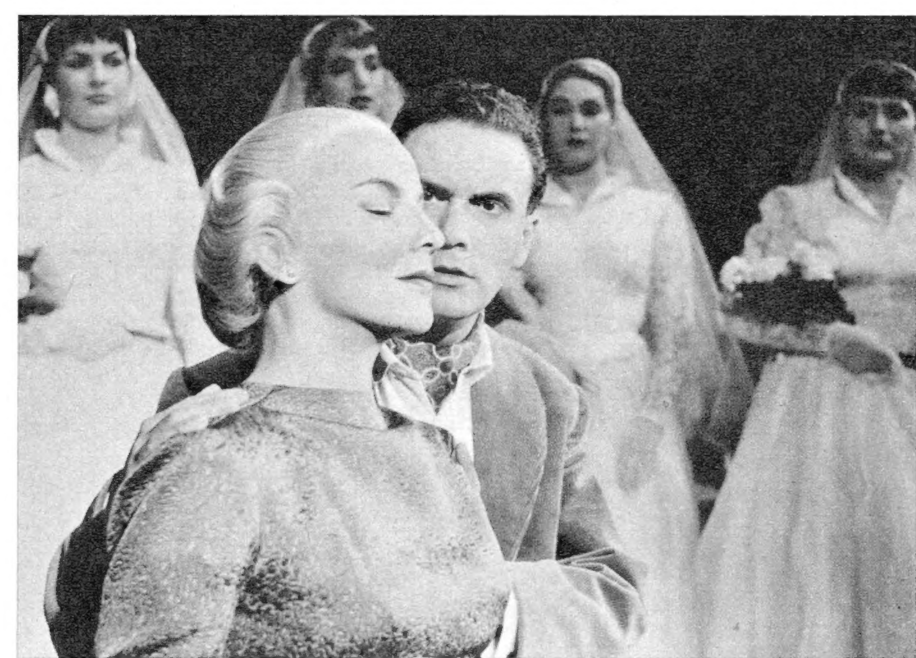
Vier Zeitstücke auf deutschen Bühnen

Gegenwartsdramen finden ein immer aufnahmefreudigeres Publikum





STUTTGART Hermann Wouks „Verräter“, erstaufgeführt im Stuttgarter Schauspielhaus, bedeutete gegenüber seinem Erfolgsstück „Meuterei auf der Caine“ eine Enttäuschung. Das Problem, ob der Verrat des Atombomben-Geheimnisses an den Feind den Weltfrieden sichert, wird hier ähnlich wie in Zuckmayers Drama „Das kalte Licht“ erörtert. Trotz der glänzenden Aufführung, die Paul Hoffmanns Regie und eine hervorragende Besetzung (Hauptrolle: Hans-Helmut Dickow, oben) dem Stück bereitete, waren die psychologischen Mängel in der Charakterisierung der tragenden Rollen ebensowenig zu übersehen wie die Gefahren einer nicht ausgeschöpften und ins Reißerische abgleitenden Handlung.





DÜSSELDORF Im Düsseldorfer Schauspielhaus wurde die Rückkehr Elisabeth Bergners zum deutschen Theater mit stürmischen Ovationen gefeiert. Die berühmte Darstellerin nervösfragiler Mädchengestalten entfaltete ihre künstlerische Faszination mit gleicher Kraft nun im Charakterfach. Mit vollendeter Meisterschaft gestaltete sie unter der Regie von Karl Heinz Stroux in Eugen O'Neills Nachlaßwerk „Eines langen Tages Reise in die Nacht“ die Rolle der Mary Tyrone, einer Frau, die von der Ehe mit einem großen Schauspieler (Bernhard Minetti) in Jahren der Alltäglichkeit desillusioniert ist und in der Erinnerung an das einstige, erträumte und erlebte, durch die Zeit verklärte Glück dem Wahnsinn verfällt.



BOCHUM Die Seelenlosigkeit der in kosmetischer Künstlichkeit zu mannequinhafter Schönheit erstarrenden modernen Frau ist das Thema des „tragischen Spiels“, das der jetzt 65jährige Ferdinand Bruckner (alias Theodor Tagger) in seinem neuen Stück „Der Tod einer Puppe“ demonstriert (Schauspielhaus Bochum). Es unterstreicht die Schuld des Mannes von heute (Manfred Heidmann, oben), „des Traumsuchers mit der verlorenen Phantasie“, der dem Idol puppenhafter Schönheit nachjagt: die ersehnte „Frau ohne Gefühle“ (Eva-Katharina Schultz, oben) muß zugrunde gehen in dem Augenblick, wo sie zur Liebe erwacht, und einem natürlich empfindenden, unverbildeten Mädchen (Ursula Jockeit, links) Platz machen.

MÜNCHEN Mit Rolf Honolds Dreiakter „Geschwader Fledermaus“ hat die Münchner Uraufführungsbühne „Theater der Zeit“ einen glücklichen, richtungweisenden Griff getan. Der junge Autor, zugleich Regisseur, packt kräftig zu, leuchtet tiefenscharf den unmenschlichen Zynismus des Kriegs aus und das zweifelhafte Heldentum einer Kumpanei moderner Landsknechte, die immer da auftauchen, wo sie Geschäfte mit dem Tode wittern. Ein realistisch pralles Stück vor dem Hintergrund eines indochinesischen Luftstützpunktes, in dem ehemalige amerikanische Piloten, geführt von einem geschäftstüchtigen Exgeneral (Bild oben Mitte: Ernst Konstantin), ihr zielloses Leben vertun. Rechts: Christiane Laszar als Geschwaderliebchen.



Das „Zeitstück“ gibt dem Theater immer wieder den Akzent des Aktuellen, hebt die Probleme ans Licht, die den Zeitgenossen persönlich angehen und eine Entscheidung seines Gewissens herausfordern. Ob aggressiv oder beschaulich — die Fragen der Zeit müssen auch in der Kunst gestellt werden. Aufgabe des Theaters ist es, sie in Sprache, Spiel und Szene zum Gleichnis von künstlerischer Kraft umzuwandeln. Wo dies gelingt, hat das Zeitstück seine Mission als einer der tragenden Pfeiler der Schaubühne im Schillerschen Geiste einer moralisch wirkenden Anstalt erfüllt und seine Daseinsberechtigung erwiesen.

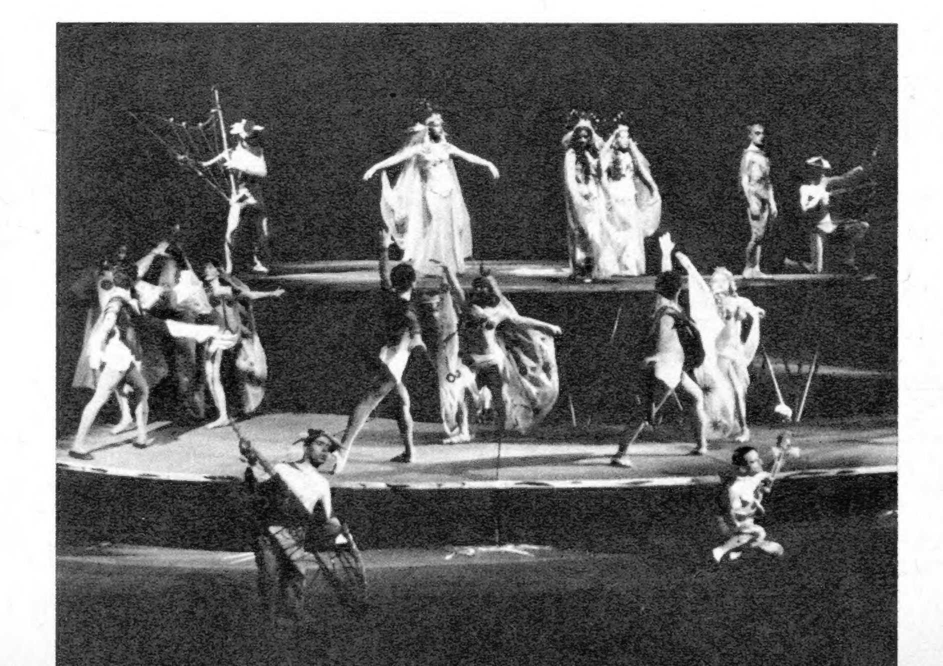
Photos: Betz, Hess, Lebeck, Strelow, Winkler-Betzendahl

In Frankfurt: Das Theater

Zwei Versuche – zwei Erfolge

„Der Sturm“ auf der Opernbühne, das war ein Erlebnis für die Freunde interessanten, experimentierfreudigen Theaters. Der Schweizer Frank Martin ist nicht der erste, der den „Sturm“ als Opernstoff entdeckt hatte. Doch ist es ihm in besonderem Maße gelungen, seine musikalischen Intensionen mit dem Geist des Shakespeareschen Lustspiels zu einer neuen, überraschenden Bühnenwirksamkeit zu verschmelzen. Der Originaltext blieb bis auf wenige Änderungen und Kürzungen erhalten. Das neue Element, die Musik, fügt sich organisch ein und machte diese Premiere zu einem der großen Ereignisse zeitgenössischen Musiktheaters. Der Regisseur Hans Hartleb, der Dirigent Felix Prohaska und das Ensemble, unter ihnen die Sänger Gustav Neidlinger, Anny Schlemm, Walter Kreppel und der Tänzer Rainer Köchermann, wurden dankbar und begeistert gefeiert.

Verwandelter Shakespeare (oben, von links nach rechts): Georg Stern als Stephano, Walter Kreppel als Caliban, Willy Müller als Trinculo, über ihnen Rainer Köchermann als Ariel. Links unten: Das Ballett. Daneben: Theo Adam als König, Kurt Wolinski als falscher Herzog, Heinrich Welter und Rainer Köchermann.



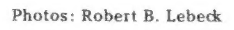


erobert ein neues Publikum

Die Frankfurter Bühnen, unter ihrem Generalintendanten Harry Buckwitz dem fruchtbaren Experiment und neuen künstlerischen Impulsen weiten Raum gebend, warteten mit zwei interessanten Premieren auf. Einmal mit der musikalischen Neufassung des Zauberlustspiels „Der Sturm" von William Shakespeare, in Musik gesetzt von Frank Martin. Zum anderen mit der deutschen Erstaufführung von Robert Penn Warrens kritischem Zeitstück „Blut auf dem Mond" („All the King's Men"). Beide Inszenierungen standen im Zeichen formaler Problematik, und doch wurden sie zu neuen Erfolgen für die Frankfurter Bühnen.

„Blut auf dem Mond"

Erwin Piscator besorgte 1948 in New York die Uraufführung dieses Schauspiels von Robert Penn Warren, die Frankfurter Erstaufführung inszenierte Intendant Harry Buckwitz. Aus seinem ausgezeichneten Ensemble ragte die darstellerische Leistung von Hanns Ernst Jäger besonders hervor. Er spielte den Gouverneur Willi Stark, der seinen diktatorischen Machtanspruch durch Mißbrauch der Demokratie zu festigen sucht. Die Frankfurter Bühnen fanden für diese szenische Gestaltung eines politischen Themas ein aufgeschlossenes Publikum. Unter dem Motto: „Das Theater geht in die Betriebe" fand die Premiere im Kasino der Höchster Farbwerke statt — ein begrüßenswerter Versuch. Die Arbeiter spendeten diesem kompromißlosen Drama um die Gefährdung des einzelnen durch politische Korruption enthusiastischen Beifall.


Photos: Robert B. Lebeck

Mißbrauch der Demokratie: An die Stelle des Diktators Stark tritt der Schieber Duffy (Enstwalter Mitulski, oben). Stark (H. E. Jäger, links unten) fällt den Schüssen eines politischen Gegners zum Opfer. Die aufgepeitschten Massen (rechts unten) sind die Betrogenen in diesem tragisch-peinlichen Kulissenkampf um die Macht.

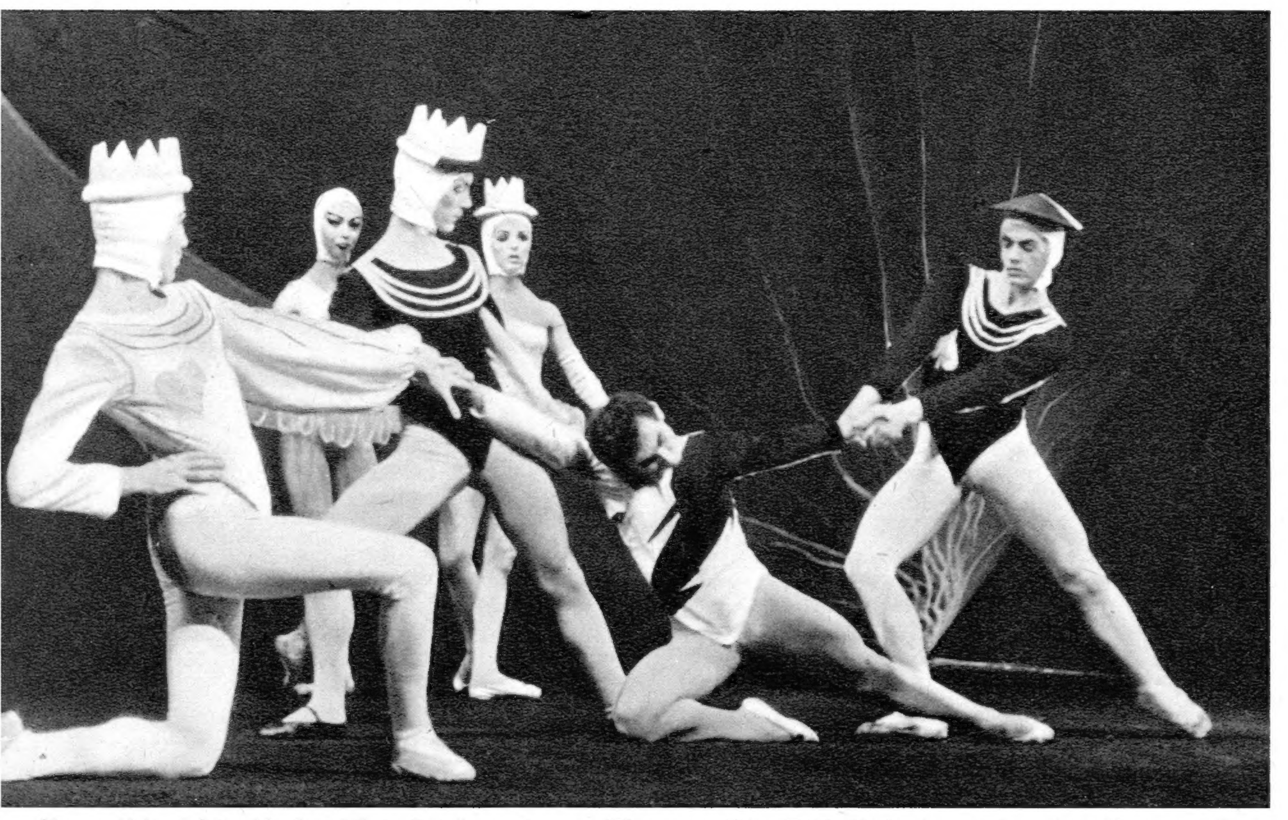




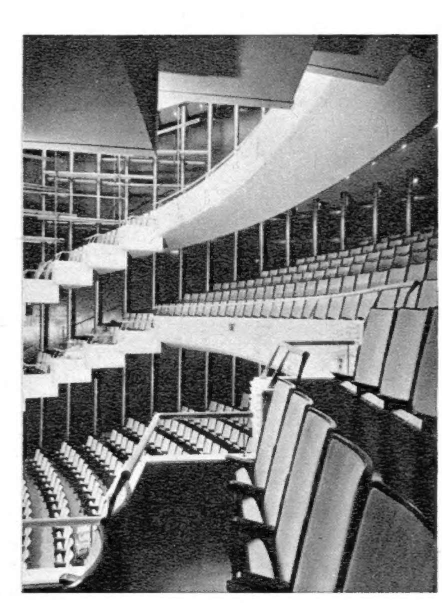
Strenge klassische Form, Wuppertaler Balletts und

Ballett im Aufbruch

Strawinskys Ballett „Jeu de Cartes“: Wie sich die Karten absichtslos mischen, so wandelt sich auf der Bühne das „Blatt“ in den Händen imaginärer Spieler — abwartend verhält sich der Joker (Egbert Strolka, links), während Pique Dame (Denise Laumer) Abschied nimmt von ihrem knieenden Zufallspartner.



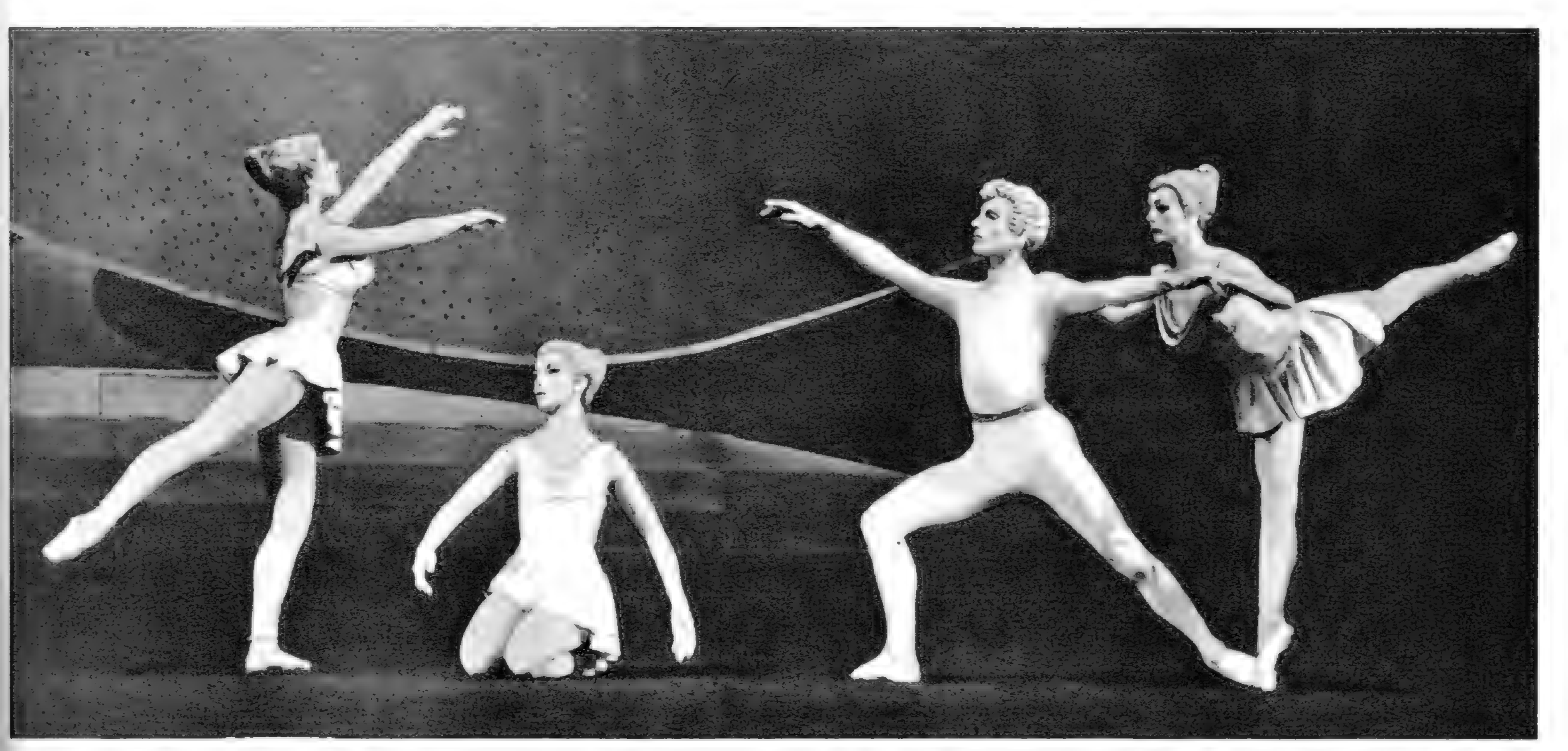
Verzweifelt wehrt sich der Joker. Die Inszenierung (Choreographie: Erich Walter) unterlegt dem Kartenspiel ein tiefgründiges Schicksalsmotiv, das in der Figur des Jokers, der jede Gestalt annehmen kann, personifiziert wird.



Seit Beginn der neuen Spielzeit gehört nun auch Wuppertal zu den glücklichen Städten, die über einen modernen Theaterbau verfügen, der den Anforderungen der Oper, des Schauspiels und des Balletts in bühnentechnischer Hinsicht gerecht wird. Gut gelöst ist die Sitzanordnung des Zuschauerraums, die gute Sicht von jedem Platz bietet.

vereint mit modernen Ausdrucksakzenten, kennzeichnet die Arbeit des sein erfolgreiches Bestreben, sich einen neuen, eigenen Stil zu schaffen

Mit einer Adagio-Introduktion beginnt Wolfgang Fortners Ballett „Die weiße Rose" (Bühnenbild: Heinrich Wendel). In den Gärten des Eskorial versammeln sich die Höflinge, um der Infantin ihre Reverenz zu erweisen. In den Hauptrollen: Primaballerina Denise Laumer (rechts) als Infantin und Egon Pinau als Zwerg.



Igor Strawinskys Ballett „Apollon Musagete" erfordert völlige Übereinstimmung aller plastischen Bildelemente, die das apollonische Ideal der Harmonie bedingt. Johannes Diefenthal verkörperte beherrscht den Gott, der von den Musen (Yvonne Günther, Denise Laumer, Helge Held) umworben wird.

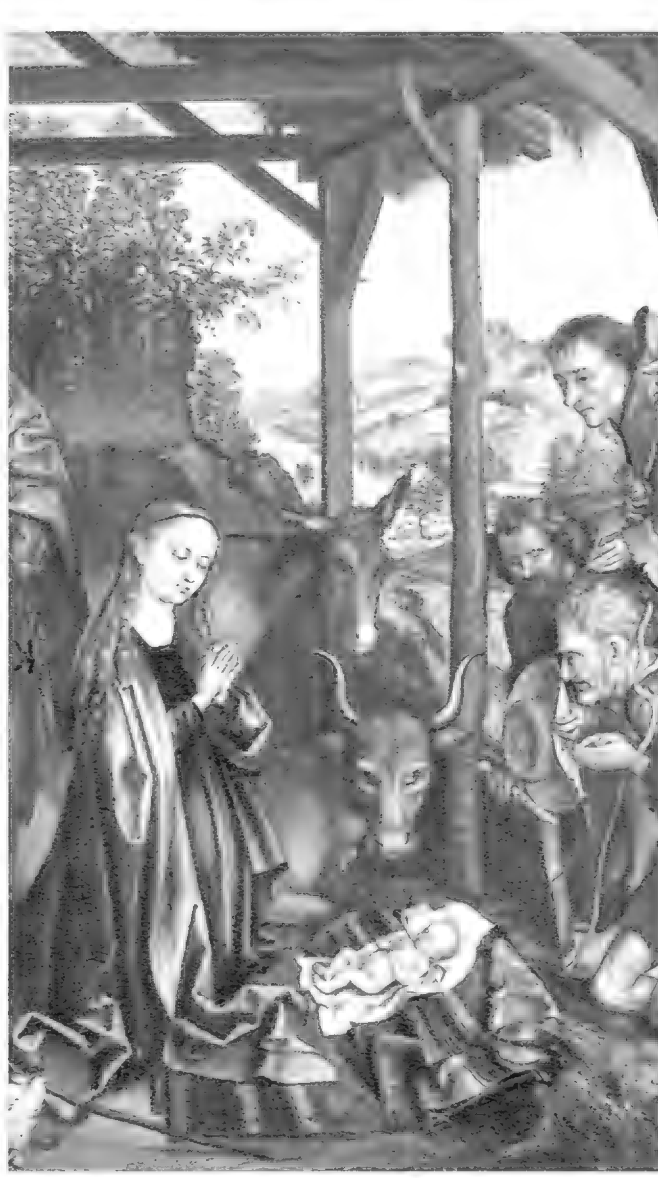
Photos: Ursula Knipping

Vor diesen Bildern verweilt die Welt (VII)

...und Friede auf Erden!

Das weihnachtliche Geschehen in fünf Meisterwerken der abendländischen Malerei

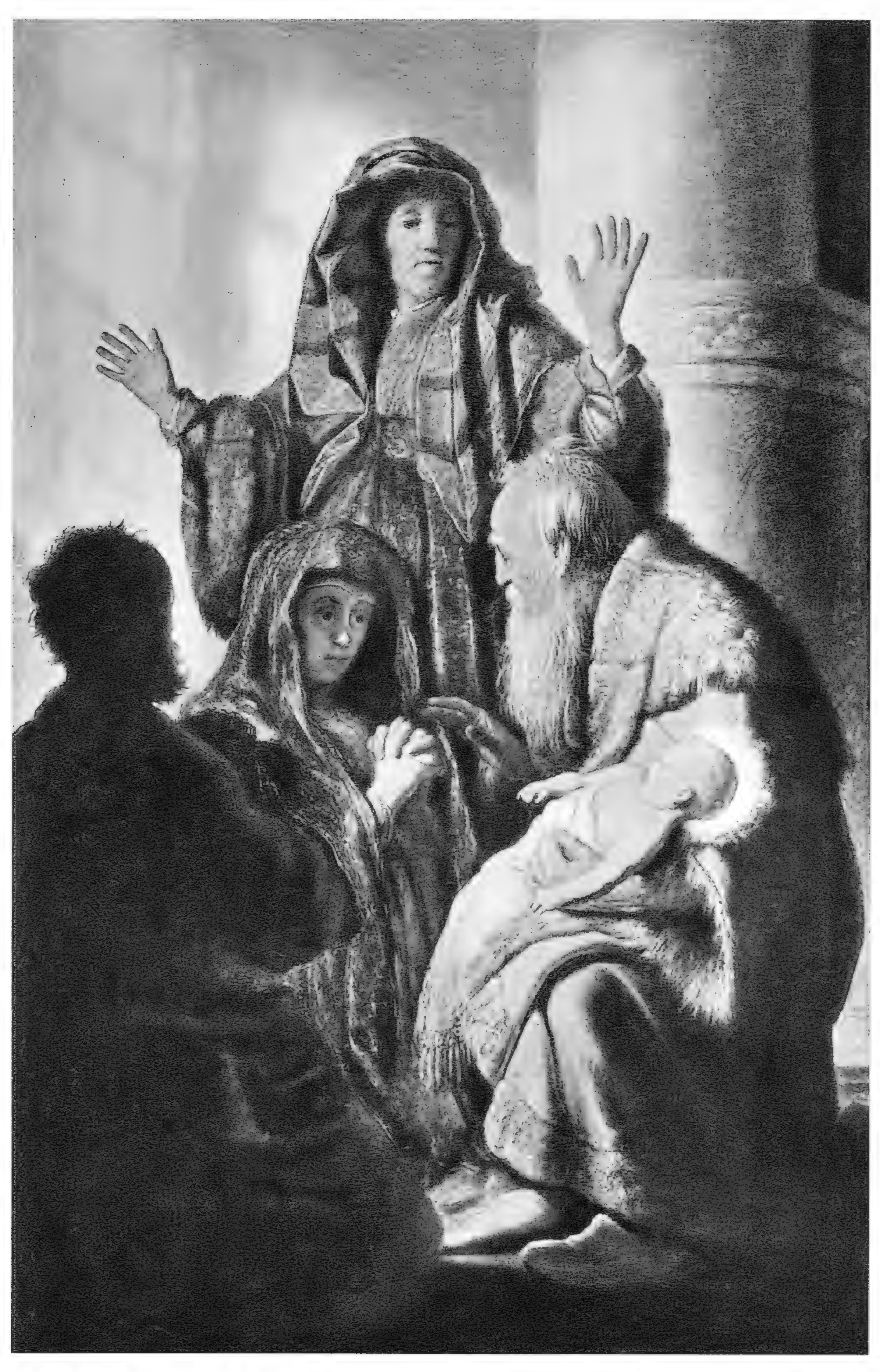
Die schlichten, von einer unnachahmlichen Poesie erfüllten Worte der Weihnachtslegende waren von jeher neben dem Osterereignis tragendes Motiv, ja der Eckpfeiler christlicher Malerei. Was aber der künstlerischen Gestaltung der Weihnacht ihren besonderen Reiz gibt, ist der Zauber, der inmitten des hohen religiösen Geschehens durch das Hervortreten des Menschlichen bewirkt wird, das den Malern immer wieder Anlaß war, dieses Erlebnis mit neuer Phantasie zu erfüllen.



Die Anbetung der Hirten Martin Schongauers (um 1425/30—1499, Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin) zeigt die Verwunderung des rauhen, ehrlichen Hirtenvolkes, das, aus der profanen Welt hereinschauend, mit der ganzen Inbrunst das Kindlein anbetet. Durch die blinkende Windel und die verehrenden, zarten Blicke der Maria ist es aus der Szene herausgehoben. Das Bild, zwischen 1475 und 1482 entstanden, lebt noch in der Tradition der Spätgotik.

Die Geburt Christi von Frederigo Barocci, dem Meister von Urbino (um 1526—1612, Madrid, Prado), strahlt die Weihnachtspoesie des frühen Barock aus. Es ist etwa um 1570 entstanden. Die Darstellung ist liebenswürdig einfach, mit einem duftigen Farbenreiz. Die Jungfrau betet das Kind an, das auf der Krippe gebettet liegt, während im Hintergrund Joseph die Tür des Stalles öffnet, um die Hirten eintreten zu lassen. Ein wunderbares Licht, das vom Kinde ausgeht, beleuchtet die Gestalten des Bildes, vornehmlich aber die Jungfrau, die im Mittelpunkt der bewegten Komposition steht.

Die Anbetung der Könige des niederländischen Malers Gerard David (um 1455/60—1523, München, Pinakothek), der dem absterbenden Brügge zu einem letzten Glanz verhalf, führt einen Schritt weiter im Weihnachtsgeschehen. Vor der sitzenden Maria, die das Kindlein mit ihrer Hand erwärmt, treten in diesem Bilde vor allem die drei weltlichen Könige hervor, die eben in großem Reiterzug eingetroffen sind.



Die Darbringung im Tempel von Rembrandt (1606—1669, Hamburg, Kunsthalle) führt nach Jerusalem. Dort war, wie Lucas erzählt, ein Mensch mit Namen Simeon, dem verheißen worden war, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christus gesehen. Als die Eltern das Kind zum Tempel brachten, nahm er es auf seine Arme und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast. Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen." Im Hintergrund lobt die Prophetin Hanna Gott, die vom Rücken gesehene Gestalt scheint das Geheimnis der Weihnacht zu deuten.







Die Flucht nach Ägypten ist der äußere Abschluß des weihnachtlichen Geschehens. Lucas Cranach d. Ält. (1472—1533) stellt sie in seinem poesievollen Bilde „Ruhe auf der Flucht" (um 1504, Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin) dar. Die Gruppe der Rastenden ist mitten in die deutsche Landschaft, Cranachs von Wäldern und Bergen umgebenen Heimatort Kronach in Oberfranken, gestellt. Die alte, wetterharte Tanne, die junge, leicht aufsteigende Birke werden zu Hauptträgern der Stimmung. Maria zeigt einen beseligten zärtlichen Blick, zugleich die sorgliche Haltung der Mutter — ein Bild fester, unerschütterlicher Zuversicht der göttlich geleiteten Heiligen Familie.

In den nächsten Heften:
Die schönsten Bilder aus den Galerien in Venedig, Dresden, Köln, Basel und Leningrad.

…und Friede auf Erden!





Heinrich Strobel (Mitte hinten), der Anreger des „Divertimento für Mozart", inmitten „seiner" Komponisten. Von links: Jacques Wildberger (Schweiz), Peter Racine Fricker (England), Niels Viggo Bentzon (Dänemark), Gerhard Wimberger (Österreich), Giselher Klebe (Deutschland), Maurice Le Roux (Frankreich),

Mozart-modern gesehen

Die Donaueschinger Musiktage: Zwölf Komponisten bringen ein „Divertimento für Mozart"

Vor einem Auditorium von Experten zeitgenössischer Musik bestritt das mit unvergleichlicher Präzision und Klangdelikatesse spielende Südwestfunkorchester den Hauptteil der Konzerte. Ein ausgezeichnetes Solistenensemble der Züricher Oper wirkte an der Aufführung von Honeggers musikalischer Tragödie „Antigone" mit.



Private Diskussion nach dem Konzert: Die Pianistin Yvonne Loriod zwischen den beiden Komponisten Pierre Boulez (links) und Olivier Messiaen (rechts).

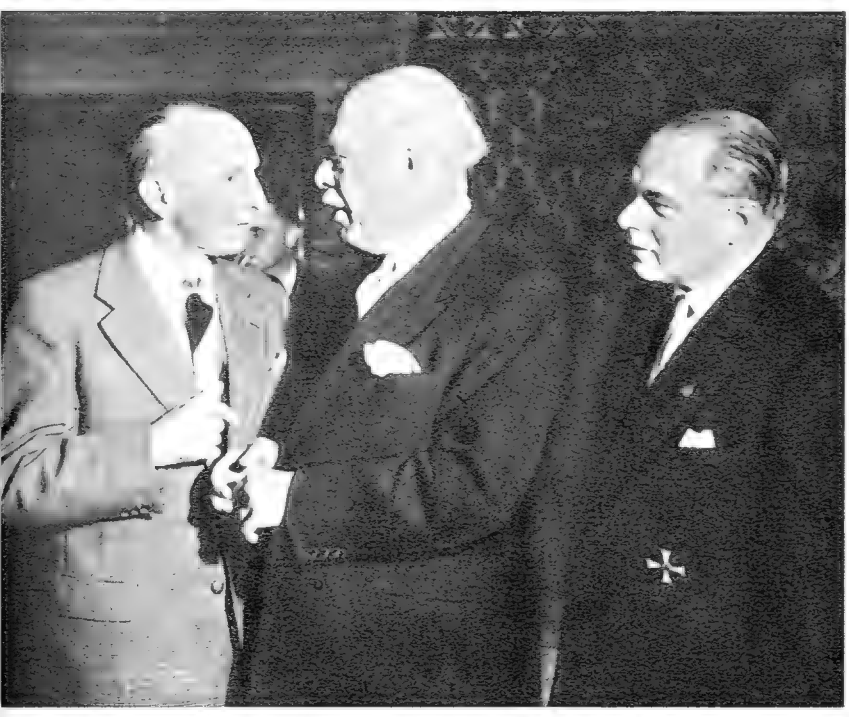
 Photos: Rudolf Betz



Gottfried von Einem (Osterreich). Einige der Komponisten konnten nicht persönlich anwesend sein.

Donaueschingen, die kleine Residenzstadt an der Donauquelle, ist seit langem eines der markantesten Zentren moderner Musik. Vor einem Gremium von Fachleuten werden dort alljährlich an zwei Tagen die neuesten Schöpfungen zeitgenössischer Musik auf ihre Zukunftsbedeutung geprüft. Dabei hat es nie an Sensationen gemangelt — und in diesem Jahr gab es eine besonders reizvolle. Heinrich Strobel (vom maßgeblich an der Programmgestaltung beteiligten Südwestfunk) hatte die geistvolle Idee, im Mozartjahr eine Mozartfeier ganz aus dem Lebensgefühl unserer Zeit zu veranstalten. Zwölf jüngere Komponisten erhielten den Auftrag, unabhängig voneinander je einen Satz für ein aus zwölf Teilen bestehendes Divertimento für Mozart (fußend auf dem Papageno-Motiv „Ein Mädchen oder Weibchen...") zu schreiben. Einträchtig fanden sich Vertreter tonaler, atonaler und zwölftöniger Technik zusammen, um der Universalität des Mozartschen Genius zu huldigen. Künstlerische Höhepunkte waren die Beiträge von Maurice Jarre, Roman Haubenstock-Ramati und Jacques Wildberger. Einen besonders stürmischen Publikumserfolg errang Gerhard Wimberger mit seinem witzigsprühenden zitatengespickten Allegrosatz.

Dirigent der Konzerte war Hans Rosbaud, einer der hervorragendsten Interpreten moderner Musik. Die absolute Stilsicherheit seines Musizierens sicherte den Werken eine ideale Wiedergabe, triumphal abschließend mit Igor Strawinskys epochemachendem Frühwerk „Sacre du Printemps".



Prinz Max zu Fürstenberg (Mitte), Protektor der Musiktage, im Gespräch mit dem Intendanten des Südwestfunks, Professor Friedrich Bischoff (links), und Max Rieple (rechts), dem Präsidenten der Donaueschinger Musikfreunde.



Zur Tradition der Donaueschinger Musiktage zählt ein Cocktail-Empfang, den Prinz und Prinzessin Max zu Fürstenberg in den prunkvollen Salons ihres weiträumigen Stammschlosses als Auftakt für die prominenten Besucher aus aller Welt veranstalten.

Ferenc Fricsay, Münchens neuer Generalmusikdirektor, bringt eine Rarität des Opernrepertoires

Mussorgsky neu entdeckt

„Die Fürsten Chowansky“ in der Bayerischen Staatsoper



Auf dem Roten Platz in Moskau schart sich die schwerbewaffnete Garde der Strelitzen um ihren Befehlshaber, den alten Fürsten Iwan, der das Volk gegen die Anhänger des jungen Zarewitsch Peter aufhetzt, um seinen eigenen Sohn zum Zaren zu machen.



Ausdruck der dämonischen Despotie: Gottlob Frick als Fürst Iwan.



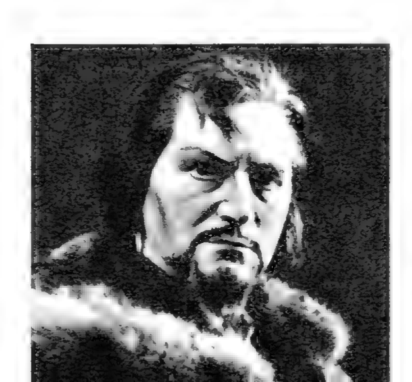
Die Majestät des Glaubens: Kieth Engen als Oberpriester Dosifej.

Ich will nicht nur das Volk kennenlernen, ich will sein Bruder sein, danach dürste ich. Es ist fürchterlich, aber schön“, bemerkte Mussorgsky zu seinem Musikdrama „Die Fürsten Chowansky“. Rimsky-Korsakoff instrumentierte das unvollendet gebliebene Werk seines Freundes, in dem sich das naiv Gläubige und roh Gewalttätige der russischen Volksseele wie im „Boris Godunow“ noch einmal musikalisch verdichtete. Das kaum bekannte Drama erfuhr in der Münchener Staatsoper eine szenisch zuweilen überbetont realistische Darstellung — während der musikalische Teil unter Ferenc Fricsays Leitung mit den hervorragend singenden Chören und Solisten die hintergründige Klangwelt dieser Oper offenbarte.



Seherin und Liebende: Hertha Töpper in der Rolle der Marfa.







Links außen: J. Metternich als Bojar. Daneben: R. Holm als Fürst Golizyn.

Angstvoll wehrt Anna (L. Fölser) die triebhaft stürmische Liebe Andrejs (H. Hopf) ab.

Zar Peter ist an der Macht. Seine Reiter nähern sich der Stadt der Strelitzen, um die Aufrührer zu strafen. Fürst Iwan vermag seiner Gefolgschaft keine Hoffnung auf Rettung zu geben. Schicksalergeben beten die Strelitzen zu Gott, daß er sie und ihre Hütten vor der grausamen Rache der Feinde bewahren möge

Gespenstisch lodern die Flammen der Scheiterhaufen in der Düsternis des Waldes auf: die Sekte der fanatischen Raskolniken bereitet sich unter den beschwörenden Gebeten ihrer Oberpriester auf den gemeinsamen Opfertod vor. Marfa überredet ihren verzweifelten Geliebten, den Fürsten Andrej, gemeinsam mit ihr in den Flammen zu sterben.

Photos: Rudolf Betz



Die Vorhänge für Ihre Räume sind so bedeutsam wie die Gewürze für die Speisen. Sico-Drucke für den feinen Geschmack! Haben Sie daran gedacht, welche Aufgabe Ihr Vorhang in dem einen oder anderen Fall bekommt? Bald soll er belebend wirken, bald sich harmonisch einfügen, dann unterstreichen, abschließen oder auch verbinden und öffnen. Die hochkünstlerische Note und die bezaubernden Effekte der Farben und Muster aller Sico-Drucke erfüllen diese Aufgaben meisterhaft. Sie werden in Ihrer Hand zu einem Instrument der gepflegten Wohnkultur, zur Würze des Raumes. Bitte verlangen Sie Sico-Drucke Prospekt und Bezugsquellennachweis durch Mech. Weberei Sico, Stuttgart W, Schloßstraße 59.

HANS CHRISTIAN ANDERSEN

Das Lebensmärchen des Märchendichters, erzählt von Roderich Menzel

Mit Illustrationen aus der ersten Gesamtausgabe von Andersens Märchen

Einen solchen Christbaum hatten die Kinder noch nicht gesehen. Er war wie ein ganzer Wald, seine Zweige spannten sich gleich Flügeln durchs Zimmer. Auf jedem Zweig brannten drei Kerzen, als ob sie die ganze Welt erleuchten müßten. Dicht unter der Decke, auf dem Wipfel, prangte ein Stern so groß und golden, wie der Kaiser kein Diadem in seiner Schatztruhe besaß.

Geblendet blinzelten die Kinder ins Licht. Dann klatschte der elfjährige Ferdinand begeistert in die Hände. In zwei Sprüngen war er in der Zimmermitte, dort, wo auf einem riesigen Tischtuch die Geschenke ausgebreitet waren, und nahm die bunten Zinnsoldaten in die Hand; es war ein ganzes Regiment. Edmund trippelte ihm mit kurzen Schrittchen nach. Als er den sehnlichst gewünschten Bären entdeckt hatte, krähte der Dreijährige vor Entzücken. Der Vater, Boguslav Fürst Radziwil, weidete sich an der Freude der Knaben, die immer neue Schätze unter dem Baum fanden; die schöne Mutter hatte Mühe, sie von den Kerzen fernzuhalten.

Da waren Schlittschuhe, deren Stahl nur so funkelte. „Schnallt mich an", schienen sie ungeduldig zu rufen, „die Eisbahn ist ganz nahe!"

Da war eine ganze Menagerie: Ein Pferd wieherte und stieg kerzengerade in die Luft, es bellten zwei Schäferhunde, schnatterte eine Entenherde, blökten Schafe, schlug ein Pfau sein Rad. Ein Löwe riß sein Maul auf. Und eine Giraffe reckte den Hals, um einen Lebkuchen vom Baum abzufressen.

Ein blauer Ball wollte durchs Zimmer rollen. „Kümmert euch nicht um die dummen Enten", rief er den Kindern zu, „die sind nur aus Holz; ich allein kann herumspringen, ihr braucht mich bloß anzutippen!" Auch der Schlitten lebte, man mußte nur ein wenig ziehen, dann rutschte er übers Parkett. Und die gelbe Postkutsche rumpelte durch eine Holzschlucht, wenn man sie auf eine Rampe stellte. Übrigens konnten auch die Ulanen jeden Augenblick losbrechen, sie schwangen schon die Säbel. Und auch in dem Bär war Leben. Er brummte vor Zorn über den dicken, unverschämten Ball. „Nimm dich in acht", warnte die Giraffe, „wenn ich den Lebkuchen verspeist habe, kommst du dran!" Und der Löwe machte sich sprungbereit. Jeden Moment konnte er das runde, aufgeblasene Ding verschlingen ...

„Habt ihr nun alles gesehen?" fragten Vater und Mutter. „Kommt jetzt, das Weihnachtsessen ist aufgetragen."

Aber die Kinder sahen den Vater an, als sei die Bescherung noch nicht zu Ende. „Hat das Christkind etwas vergessen?"

„N-nein", antworteten die Jungen und zögerten noch immer.

„Dann kommt!" forderte der Vater sie auf.

„Herr Andersen ist nicht da", klagte der kleine Prinz Edmund.

„Herr Andersen ist nicht gekommen", stimmte Prinz Ferdinand ein, „er hatte doch bestimmt versprochen, uns zu Weihnachten ein neues Märchen zu erzählen!"

„Er kommt schon noch, Kinder", versicherte der Vater. „Schaut, in Berlin sind viele tausend Kinder, da muß er von Haus zu Haus gehen; und wenn ein Märchen länger dauert, verspätet er sich. Vielleicht haben ihn auch die Kinder seiner Heimat gerufen, und er ist nach Dänemark gefahren. Ihr versteht doch, daß die dänischen Kinder zuerst kommen — Herr Andersen ist ja aus Kopenhagen."

Zu ihrem Mann gewendet, fragte die Fürstin Radziwil: „Warum er wohl abgesagt hat?"

„Vielleicht ist er bei den Savignys oder bei Humboldt, vielleicht hat ihn der König selbst eingeladen", überlegte der Fürst. „Um Andersen reißt sich ganz Deutschland. Vor ein paar Tagen war er im Potsdamer Schloß und las den Majestäten ‚Das häßliche Entlein' und den ‚Schweinehirten' vor. Das hohe Paar war von seinem Vortrag so gerührt, daß König Wilhelm I. ihm selbst den Roten Adlerorden an die Brust heftete."



Der dänische Dichter H. C. Andersen kam am 2. 4. 1805 als Sohn eines Schuhmachers zur Welt. Seit 1819 lebte er meist in Kopenhagen, von wo aus seine Märchen die Welt eroberten — bis heute sind sie in 35 Sprachen übersetzt worden. Ihr Schöpfer starb am 4. 8. 1875 in Kopenhagen.

Aber Hans Christian Andersen war nicht in Potsdam und nicht bei anderen Fürstlichkeiten, die ihn herzlich eingeladen hatten. Er saß allein im Zimmer seines Gasthofs, das Essen, das man ihm aufgetragen hatte, stand unberührt auf dem Tisch. Tränen der Enttäuschung glitzerten ihm in den Augen.

„Ich bin sehr unglücklich", dachte er, „am besten wäre ich tot." Wie ein Menschenfeind hockte er hier, während alle anderen feierten und einander Gutes taten. Sogar den Armen bescherte man in den Fürsorgestuben. Nur ihn hatten sie vergessen, *sie* hatte ihn vergessen. Mit anderen stand sie jetzt unter dem Christbaum, für andere sang sie die Weihnachtslieder. Jenny Lind hatte ihn vergessen. Ach, niemals hatte sie sein tiefes Empfinden beantwortet, kaum daß sie es beachtet hatte!

Nie würde er verwinden, wie abweisend sie gewesen war, als er sich ihr in Kopenhagen melden ließ. Sie war in dem Hotel abgestiegen, wo er für gewöhnlich wohnte, und er hatte gemeint, es sei nur höflich, wenn er, der bekannte dänische Dichter, die junge schwedische Sängerin aufsuchte, die in seiner Heimat noch unbekannt war.

„Ich bin Hans Christian Andersen", hatte er gesagt und sich über ihre Hand gebeugt. „Wenn ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann, stehe ich gern zu Ihren Diensten."

Sie hatte ihn angeblickt, als habe er ihr einen unsittlichen Antrag gestellt. „Ich danke Ihnen", hatte sie kühl erwidert, „aber ich bin mit meinem Vater hier, er ist mir Schutz genug."

„Vielleicht könnte ich Sie mit einem Buch erfreuen", meinte er. Sie mußte doch „Das Feuerzeug", „Die Prinzessin auf der Erbse" oder „Des Kaisers neue Kleider" kennen! Aber ihre Miene verriet ihm, daß sie nichts davon gehört hatte. „Wir schieden fremd voneinander", hatte er damals, 1840, in sein Tagebuch notiert, „ich hatte den Eindruck einer ganz gewöhnlichen Persönlichkeit."

Drei Jahre später war sie wieder nach Kopenhagen gekommen. Sie hatte große Furcht gehabt, dem dänischen Publikum nicht zu gefallen, obgleich sie in Stockholm schon als „schwedische Nachtigall" gerühmt wurde. Ihn, Andersen, hatte man gebeten, sie zu Gastrollen im Königlichen Theater zu überreden. Mit ausgestreckten Händen war sie ihm diesmal entgegengekommen, sie hatte mittlerweile den „Standhaften Zinnsoldaten" und „Die Störche" gelesen, sie sagte: „Ganz Schweden liebt Sie."

Aber *sie* liebte *ihn* nicht, das war es, was er nicht verwand. Als er gemerkt hatte, wie es um ihn stand, hatte er ein Märchen geschrieben, in dem sie die schöne, stolze Prinzessin und er ein armer Dorfschullehrer war. Täglich fuhr sie an ihm vorüber, ohne ihm auch nur einen Blick zu schenken, obgleich er jedesmal aus der Schule trat, wenn ihre goldene Kutsche vorbeikam, und sich tief vor ihr neigte.

„Was meinen Sie, wie es endet?" hat er Jenny Lind gefragt.

„Natürlich müssen sie sich zum Schluß kriegen", hatte sie fröhlich geantwortet, „die Kinder würden es Ihnen nicht verzeihen, wenn Sie den braven Lehrer unglücklich machten!"

Wie hatte er da gejubelt. Aber als er ihr bei der Abreise einen Brief zusteckte, in dem er ihr seine Liebe gestand, hatte sie den Kopf geschüttelt. Sie hatte nur schwesterliche Zuneigung für ihn. Und jetzt hatte sie ihn sogar am Weihnachtsabend allein gelassen, kein Wort und kein Geschenk waren von ihr gekommen.

Wieder mußte er die aufsteigenden Tränen niederkämpfen. Keine Frau hatte ihn haben wollen, keiner war er gut genug. Riborg Voigt, seine Jugendliebe, die er „seines Herzens erste Seligkeit" genannt hatte, war trotz seines Werbens einem Jugendfreund treu geblieben. Louise Collin, die Tochter seines Wohltäters, Staatsrat Jonas Collin, war ihm, obgleich acht Jahre jünger, eher mütterlich begegnet, als er ihr seine frühe Autobio-



Die Prinzessin auf der Erbse

graphie, das „Lebensbuch", gewidmet hatte. Und auch die siebzehnjährige Sophie Örsted, der er Ende der dreißiger Jahre gehuldigt hatte, war mit einem anderen Manne auf und davon...

Das war ein trauriger Weihnachtsabend, kein Mensch konnte unglücklicher sein. Sein Leben lang war er gedemütigt worden. In seinen Ohren gellten noch die Pfiffe, mit denen Kopenhagen seine Theaterstücke aufgenommen hatte, und die Worte seiner mütterlichen Freundin, Henriette Wulff, erklangen im Zimmer: „Sie glauben, guter Andersen, daß Sie zu einem großen Dichter geboren sind. Nein, das sind Sie nicht. Sie sind ein guter Mensch mit ganz normalen Anlagen, der sicher einmal ein braver Mitbürger werden kann . . ."

Sören Kierkegaard hatte ihn untalentiert und eitel genannt, sein Erzieher, der Rektor Meisling, hatte ihn beim Abschied noch mit einem Epigramm beleidigt:

Sie glauben, Sie haben Phantasie
und halten sich gar für ein Genie.
Doch schaut mir nur der Fant heraus —
Sie enden noch im Narrenhaus.

Andersen trat zum Fenster. Der Schnee fiel in sanften Daunenflocken zur Erde. Dann rückte er seinen Stuhl heran und sah zum Himmel empor. Allmählich hörte es zu schneien auf, schon schaute ein schwarzblaues Sternentuch aus den Wolken.

„Die Sterne", zog es Andersen durch den Kopf, „sind die Lichter meines Weihnachtsbaumes, sie hat der liebe Gott für mich angezündet."

Langsam zog Frieden in sein Herz ein. War er auch am Christabend einsam, stand es seinem Geist doch frei, über Land und Meer zu fliegen und jedes Fest mitzufeiern: in den Schlössern und Bauernhöfen, in den Kaufmanns- und Künstlerstuben, bei Köhlern, Ratsherren, Mägden und Studenten. Er wollte sich gleich auf die Reise begeben, an aller Freude würde er teilhaben.

Schon pochte es an der Zimmertüre. Klopfenden Herzens rief er leise: „Herein!" War Jenny endlich gekommen? Scheute sie sich einzutreten?

Wieder rief er: „Herein", dann stand er auf, um ihr die Tür zu öffnen. Aber bevor er sie erreicht hatte, tat sie sich von selber auf, es war, als bliese sie der Wind an; doch niemand kam.

O doch, es kam jemand, tiptiptip, nur konnte man ihn nicht sehen, außer man hatte so gute Augen wie Andersen. Es war ein liebes, feines Wesen, nur einen Daumen hoch.



Der standhafte Zinnsoldat

„Erkennst du mich?" fragte es. „Ich bin Däumelinchen, ich bin gekommen, mit dir Weihnachten zu feiern."

Natürlich erkannte Andersen sein Däumelinchen. Es war noch schöner, als er es in Erinnerung hatte. Sein Haar war Goldstaub und sein Mund so klein und süß wie die winzigste Erdbeere unter einer Verkleinerungsbrille. Keine Blume war so zart, kein Maler hatte das leuchtende Blau dieser Augen auf seiner Palette.

„Woher kommst du, Däumelinchen?" fragte Andersen.

„Geradewegs aus Indien", antwortete es. Durch die offene Tür zog es ein wenig herein. Aber für Däumelinchen war es ein Sturm, und er wehte es auf Andersens Hand. Nun konnte er es in aller Ruhe betrachten.

„Erzähl mir", sagte Andersen, „wie ist's dir ergangen?"

„Oh, das weißt du doch", antwortete Däumelinchen, „daß die häßliche, alte Kröte mich entführte, um mich ihrem garstigen Krötensohn zur Braut zu geben."

„Du lieber Himmel, war der dumm", bekräftigte Andersen. „Er konnte nur ‚koax, koax, brekkekex' sagen, und das ist doch zu wenig, wenn man heiraten will."

„Als ich erwachte", berichtete Däumelinchen weiter, „starrte er mich mit seinen Glotzaugen an. Nicht einmal ‚Guten Morgen' wünschte er mir."

„Er war ein ganz ungehobelter Bursche", stimmte Andersen zu.

„So einen häßlichen Mann sieht man nicht alle Tage", sagte das winzige Wesen. „Hätte ich ihn geheiratet, wäre ich gleich hundert Jahre älter geworden!"

„Wollte dich nicht auch die alte Feldmaus, zu der du dich nach vielen Abenteuern geflüchtet hattest, verheiraten?" fragte Andersen.

„An einen Maulwurf!" rief Däumelinchen so laut, daß ein Staubfaden an Andersens Rock zu zittern anfing. „Sie behauptete, sie müsse für meine Zukunft sorgen."

„Wenn er nur reich ist", meinte Andersen, „und einen schwarzen Samtpelz hat! Zum Glück entkamst du noch rechtzeitig auf dem Rücken der braven Schwalbe . . ."

„Ja, ich bin die Frau des indischen Blumenprinzen geworden und heiße jetzt Maja; Däumelinchen war ihm nicht schön genug."

„Hat er dich auch richtig lieb? Ist er gut zu dir?" wollte Andersen wissen.

„O ja, o ja", antwortete Däumelinchen und wurde rot vor Glück. „Heute nachmittag sagte er zu mir: ‚Komm, Maja, zieh dein schönstes Spinnwebkleid und die süßesten Pantoffeltierchen an, ich will währenddessen ein paar Dutzend Leuchtkäfer besorgen und die Kokospalme mit Meeresschaum schmücken.'

‚Aber woher nehmen wir Schnee?' fragte ich. ‚Ohne Schnee gibt es bei uns kein Weihnachtsfest.'

‚Schnee bekommen wir vom Mond genug', sagte mein Blumenprinz.

Aber als ich mich am Strand umziehen wollte", setzte Däumelinchen fort, „da schaute ich ins Wasser, und da sah ich die andere Seite der Erde, das war gerade Berlin. Und da saßest du allein in deinem kahlen Gasthofzimmer und ließest den Kopf hängen. Mir wurde ganz wehe ums Herz, denn du bist doch sozusagen mein Vater, und wenn du einsam und traurig bist, kann ich nicht ohne dich Feste feiern . . ."

„Das war lieb von dir, Däumelinchen", sagte Andersen gerührt.

„Mein Mann, der Blumenprinz, hat mich auch gleich auf einer Lichtwelle übers Meer reisen lassen. ‚Aber eine Sekunde nach Mitternacht mußt du wieder zurück sein', sagte er."

„Da haben wir ja noch dreieinhalb Stunden Zeit", meinte Andersen. Er überlegte gerade, was er ihnen schenken solle, denn sie brauchten doch eine Aussteuer — den silbernen Zahnstocher etwa oder die Goldkrone aus seinem Mund? — da klopfte es zum zweiten Male. Diesmal aber war es ein Pumpern und Donnern, daß das Zimmer wackelte.

„Wer da?" fragte Andersen, ein wenig erschrocken.

Statt einer Antwort sprang die Tür auf, und ein Soldat kam hereinmarschiert: Eins, zwei! Eins, zwei! Er hatte einen Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite — offenbar kam er geradewegs aus dem Kriege. Hinter ihm aber tappten drei Hunde, der eine hatte Augen wie Teetassen, der andere wie Mühlräder, der dritte gar wie der „Runde Turm".

Däumelinchen schrie entsetzt auf; es klang, als springe eine Luftblase. „Um Himmels willen, wer ist das?" rief es.

Andersen aber strahlte vor Wiedersehensfreude. „Das ist mein Soldat mit dem Feuerzeug, rief er, und klopfte ihm den Rücken. Dann ließ er sich von den Hunden die Pfoten geben, und ihre Schwänze peitschten das Zimmer, daß der Staub nur so aufflog. Fast wäre Däumelinchen durch den Luftzug sogleich nach Indien zurückgeweht worden. So aber flogen ihr nur die Haare wie Goldfäden im Winde.

„Wie geht's denn, mein Lieber?" fragte Andersen und trat einen Schritt zurück, um den Soldaten zu mustern.

„Danke der Nachfrage", sagte der, „mir geht es gut. Du weißt ja, daß ich König geworden bin und die Prinzessin geheiratet habe."

„Ja, das habe ich erfahren", entgegnete der Märchendichter. „Aber vorher hatte ich große Sorgen um dich. Wollte der alte König dich nicht aufknüpfen lassen, weil einer deiner Wunderhunde die Prinzessin aus dem Schloß entführte und zu dir brachte?"

„Verdammt", sagte der Soldat, „ich stand schon unterm Galgen. Da hatte ich wenig Zeit nachzudenken, ob der Kuß, den ich ihr gab, mein Leben wert war."

„Zum Glück hatte dir der Schusterjunge das Hexenfeuerzeug ins Gefängnis gebracht!"

„Damit machte ich schnipp, schnapp, schnupp, als sie mir den Strick um den Hals legen wollten, und da standen meine Hunde auch schon vor mir, sprangen auf die Richter, den Rat und den König los und wirbelten alle durch die Luft."

„Acht Tage hast du Hochzeit gefeiert", sagte Andersen, „und die Hunde paßten auf, daß niemand sich betrank. Aber nun bist du da! Sag, war die Königin nicht böse, daß du sie am Weihnachtsabend allein läßt?"

„Ich habe nur mit dem Feuerzeug geschnippt und mir gewunschen, daß sie bis Mitternacht schlafe, da gähnte sie auch schon, sank aufs Bett und nickte ein."

„Ja, so ein Feuerzeug möchte wohl mancher haben", meinte Andersen. Dann stellte er ihn Däumelinchen vor. Der König hauchte einen Kuß auf ihr kleines Händchen, und die Hunde machten Männchen.

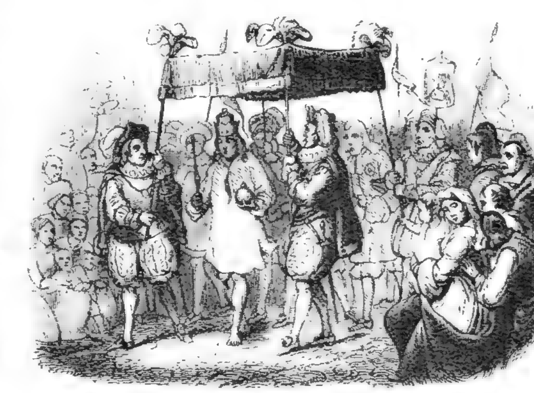
„Nun wollen wir zusammen Weihnachten feiern", sagte Däumelinchen. Da schlug der Soldat das Feuerzeug, und der Hund mit den Augen so groß wie der Runde Turm sprang davon, und als er zurückkehrte, da hatte er einen Tannenbaum im Maul, und er trug ihn so sorgsam, daß kein Nädelchen brach.

Dann schlug der Soldat das Feuerzeug zum zweitenmal, und der Hund mit den Augen so groß wie die Mühlräder lief um Weihnachtskerzen und Christbaumschmuck, und als das Feuerzeug zum drittenmal „schnupp" gemacht hatte, brachte der dritte Hund mit den Teetassenaugen Zuckerzeug und Lebkuchen, und die Augen rollten ihm vor Appetit wie Glühräder im Kopf herum.

Sie wollten eben „O Tannenbaum" anstimmen, da klopfte es wieder. Wer stand diesmal draußen? Die Prinzessin auf der Erbse. „Wohnt hier mein Onkel, der Herr Andersen?" fragte sie. Sie sah immer noch blaß und übernächtig aus, denn ihr wißt ja, sie hatte kein Auge zugetan, weil die Erbse sie durch zwanzig Matratzen hindurch so schrecklich gedrückt hatte.

Aber jetzt küßte sie Andersen, daß es ihm den Atem verschlug, und sagte: „Ich habe nur zweieinhalb Stunden Zeit, dann muß ich wieder im Schloß sein, denn meine Schwiegermutter, die alte Königin, paßt gut auf mich auf. Und jetzt wollen wir ‚O Tannenbaum' singen!"

Sie hatten aber kaum das „O" angestimmt, da klopfte es erneut. Wer aber denkt, es war *Prinz Schweinehirt*, der irrt; der kam erst als fünfter; vor ihm waren *die Hirtin und der Schornsteinfeger* angekommen.



Des Kaisers neue Kleider

Auch beim Schenken daran denken...

Lieber leichter, lieber Mercedes

REIN ORIENT

ABC

MERCEDES

50-Stück-Geschenkpackung DM 5.–

A. Batschari Cigarettenfabrik Baden-Baden

Und wer kam als sechster, siebenter, achter und neunter? Ja, da marschierten sie alle an: *der standhafte Zinnsoldat,* den das Christkind neu gegossen hatte, nachdem er im Ofen zu einem Klumpen zusammengeschmolzen war; *der Kleine Klaus,* der sich seinen großen Namensvetter so klug vom Halse geschafft hatte; *Tölpelhans,* der die gelehrten Schwätzer mit seinem Mundwerk ausgestochen und die Königstochter heimgeführt hatte; *der Reisekamerad,* der dem *Armen Johannes* die Gedanken der bösen Prinzessin verraten hatte; *die kleine Seejungfrau,* die ihren geliebten Prinzen nicht bekam; *Prinzessin Elisa und ihre elf Schwanenbrüder* und viele mehr. Zum Schluß war die ganze Stube so voll, daß Andersen *Das Heinzelmännchen bei dem Krämer* auf sein rechtes, und das Kind, das den *Kaiser mit den neuen Kleidern* nackt gesehen hatte, auf sein linkes Knie nehmen mußte. Die Prinzessinnen aber setzten sich alle auf den Schoß ihrer Prinzen. Wo anders wäre wirklich kein Platz mehr gewesen.

Und nun konnten sie endlich „O Tannenbaum" singen. Es klang so schön wie in der Kirche, wenn auch Tölpelhans einmal drei Töne zu tief rutschte und die Stimme des Heinzelmännchens sich einmal überschlug. Andersens Stimme zitterte vor Rührung, und das gab dem Lied gerade den richtigen Schmelz. Daß die Hunde ab und zu dazwischenbellten, störte niemand. Sicherlich sollte das in der Hundesprache auch „O Tannenbaum" heißen.

„Meine lieben Freunde ..." — „Nein", verbesserte sich Andersen, „meine lieben Kinder, das ist das schönste Weihnachtsfest, das ich bisher gefeiert habe, und es ist doch schon mein vierzigstes! Und deshalb möchte ich euch nun auch eine Freude machen: Ich will euch ein Märchen erzählen!"

Alle klatschten in die Hände und riefen: „Ja, erzähl uns ein Märchen!" Der standhafte Zinnsoldat stampfte vor Freude mit seinem einen Bein auf, die Seejungfrau vergoß vor Vergnügen eine Meerwasserträne, der jüngste Schwanenprinz schlug mit dem Flügel, der ihm geblieben war, weil sein Schwesterchen das Verwandlungshemd nicht ganz fertig bekommen hatte, und die Hunde rollten die Augen wie Teetassen, Mühlräder und Runde Türme.

Es war einmal eine ganz arme Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, die hießen Hans, Einer und Henriette. Der Vater war Gärtner, aber weil er weit draußen vor der Stadt wohnte, kam nur selten jemand, um ihm Blumen oder etwas Gemüse abzukaufen.

Als nun Weihnachten herankam, lud der Mann seinen Kohl, einen Sack Kartoffeln und Äpfel auf den Leiterwagen und fuhr damit in die Stadt. „Dafür bekomme ich so viel", sagte er sich, „daß ich eine kleine Fichte und ein paar Kerzen kaufen kann, damit die Kinder einen Christbaum haben. Und vielleicht gibt man mir auch ein paar Spielsachen dazu."

Aber als er langsam zur Stadt stampfte, kam eine so grimmige Kälte, daß die Luft klirrte, und er Mühe hatte, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ging er zu langsam, fror ihm der Schuh an; ging er zu schnell, froren die Schweißtropfen, die über seine Stirne flossen, zu Eiszapfen zusammen, und wenn er sie mit dem Fausthandschuh abstreifte, zersprangen sie auf der Landstraße wie Glas. War das eine Kälte — in Sibirien war es heiß dagegen!



Die Galoschen des Glücks

Endlich kam er in die Stadt, aber niemand wollte seine Sachen haben. „Das sind ja Eisbälle", sagten die Hausfrauen, wenn sie die Äpfel prüften. „Nein, danke schön, geh du nur wieder nach Hause und taue deine Kartoffeln auf!"

Schließlich erlaubte ihm ein alter Geizkragen, die Abfallecke im Hinterhof nach brauchbaren Sachen zu durchsuchen, wenn er ihm dafür sein Zeug dalasse. Die reichen Herrschaften in seinem Haus hätten die Gewohnheit, alles wegzuwerfen, was auch nur den kleinsten Sprung oder Fleck habe; er würde Schätze im Kehricht finden.

Was blieb dem armen Gärtner übrig, als den Kohl, die Kartoffeln, Äpfel und den Leiterwagen herzugeben und darauf zu hoffen, daß er im Hinterhof etwas finden würde? — Das erste, was er sah, war ein Tannenbäumchen! Oh, es war natürlich nur das unterste Stück von einem riesigen Tannenbaum, das der reiche Geizkragen hatte abschneiden lassen, weil sich der Wipfel sonst durch die Zimmerdecke gebohrt hätte! Dann hätten die Leute vom oberen Stockwerk gesehen, wie er unterm Christbaum sein Geld zählte. Das wäre nämlich sein schönstes Weihnachtsvergnügen.

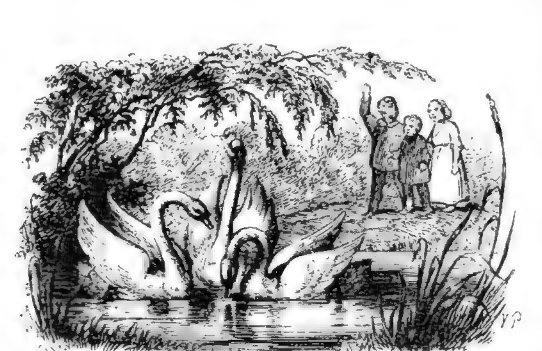
Als der Gärtner lange im Kehricht gestochert hatte, stieß er auf ein paar Kerzenstümpfe, nicht höher als ein Span. „Die werden noch ein paar Minuten brennen", meinte er und staubte sie sorgfältig ab.

Aber dann fand er lange nichts mehr, nur zerbrochene Flaschen, einen durchlöcherten Hut, einen linken Schuh und eine einzinkige Gabel. Aber auch die war so verbogen, daß man sich in die Nase stach, wenn man sie zum Mund führen wollte.

Endlich, als er den Abfallhaufen um und um gekehrt hatte, stieß er auf eine Tänzerin und einen Forstgehilfen. Sie atmeten nur noch schwach, unter dem Kehricht wären sie im nächsten Augenblick erstickt.

„Ich danke Ihnen", flüsterte die Tänzerin, nachdem sie etwas frische Luft geschöpft hatte, „Sie haben mir das Leben gerettet. Ich werde es Ihnen nie vergessen, ich bin aus Porzellan."

„Ich danke dir", sagte auch der Forstgehilfe, „du hast meine Braut gerettet." Er selbst war nur aus Holz und erholte sich schneller.



Das häßliche junge Entlein

„Ich muß doch sehr bitten", warf da die Tänzerin ein, „ich habe Ihnen nicht erlaubt, die Verlobung bekanntzugeben. Ein solcher Schritt will wohlüberlegt sein!" — Sie hob abwehrend die Hand, und da sah man, daß ihr zwei Finger abgebrochen waren. Auch ihre Nasenspitze konnte jeden Moment abbröckeln. Aber das tat der Liebe des jungen Försters keinen Abbruch. Sehnsüchtig schaute er sie an und sagte: „Ich dachte, wir wären uns einig gewesen. Versprachen Sie mir nicht Herz und Hand, wenn ich Sie hier heil herausbrächte . . .?"



Die Prinzessin und der Schweinehirt

„Aber das war nicht Ihr Verdienst", antwortete die Tänzerin. „Und im übrigen sind Sie nur aus Holz!" — Als sie aber seine unglückliche Miene sah, setzte sie hinzu: „Geben Sie mir Zeit — ich will mir's überlegen."

„Ja, tun Sie das", meinte der Gärtner und steckte beide in die Tasche. Dann stapfte er nach Haus zurück, und wie er über die Felder ging, war es wieder so kalt wie bei den Eskimos. Da rückte die Tänzerin ganz nah an den Forstgehilfen heran und ließ es zu, daß er ihr den Arm um die Schultern legte. Denn sie fror so, und sie hatte ja auch nur ein kurzes, weißes Röckchen an.

„Sieh her, Frau, was ich mitgebracht habe", sagte der Gärtner, als er endlich wieder zu Hause war, „die Kinder sollen ihre Freude daran haben."

„Hättest du doch wenigstens Wollhandschuhe für die Jungen mitgebracht", rief die Frau jammernd, „sie frieren sich ja zu Tode! Aber nein — du gehst zum Trödler und kaufst Dummheiten."

„Dummheiten?" meinte der Gärtner gutmütig, „das ist ein Liebespaar, und wenn ich den Forstadjunkt ein wenig bemale, wird sie ihn heiraten."

„Das ist durchaus nicht sicher", protestierte die Tänzerin. Denn mittlerweile war ihr's in der Stube wieder warm geworden.

„Weißt du was?" schlug der Gärtner vor, „du strickst aus meinen zerrissenen Socken den Jungen Wollhandschuhe, und wenn die Wolle nicht langt, dann trennst du noch etwas von meiner Weste auf; sie ist über dem Rücken ohnehin zu weit."

„Ja, das kann ich machen", stimmte die Frau zu. „Aber es wird doch ein trauriges Fest. Drüben im Schloß fahren sie Wagenladungen von Weihnachtsgebäck und Geschenken heran. Eben ist eine ganze Armee Bleisoldaten aufmarschiert, die soll der Sohn des Schloßherrn kommandieren!"

„Unsere Kinder werden auch ohne Soldaten glücklich sein", sagte der Mann. „Ich habe noch etwas Farbe, da werde ich ein paar Holzklötzchen blau, rot, grün, gelb und weiß anstreichen — damit können sie Brücken und Häuser, Türme, Kirchen und Burgen bauen."

„Schön", flüsterte die Seejungfrau dazwischen und hatte Tränen in den Augen. Allerdings hatte sie viele davon, weil sie ja aus dem Meer kam, und außerdem war sie leicht gerührt. Sie hatte ihren Prinzen immer noch nicht vergessen.

„Ja", meinte Andersen, „aber das ist erst der Anfang. Wollt ihr mir weiter zuhören?"

Als der Weihnachtsabend gekommen war, ging der Gärtner in den kleinen Stall neben der Holzlege, wünschte der Ziege ein frohes Fest und griff nach ihrem Hals. „Du gestattest doch?" fragte er und band ihr, klingelin-kling-kling, die kleine Glocke ab, damit er zur Bescherung läuten konnte. Er war so arm, er hatte keine andere. „Meh, meh", meckerte die Ziege, und das hieß wohl: „Aber bring sie wieder zurück!" Und da kamen auch schon Hans und Einer und Henriette, die waren sauber gewaschen und fieberten vor Weihnachtsfreude.

„Oh, die schönen Bauklötze!" rief Einer, „da will ich gleich ein Rathaus damit aufbauen."

„Nein, den Turm von Babel", rief der jüngere Hans, „es poltert so schön, wenn er zusammenstürzt!"

Henriette stand noch, ach, sieh doch! an der Tür und hielt die Hände vor Staunen gefaltet. Sollte wirklich sie die Porzellantänzerin und den Förstergehilfen aus Holz bekommen?

„Du mußt sie gut behandeln", sagte die Mutter, „sie werden ein Paar."

„Oh, das ist noch nicht ausgemacht", wandte die Tänzerin ein, aber nur ganz sachte, denn der Forstadjunkt war wieder hübsch und feurig.

„Und habt ihr schon die größte Überraschung gesehen?" fragte der Vater und zeigte auf einen Kerl, der stand unter einem Zweig des Weihnachtsbaums und war groß wie ein Nußknacker und bunt wie der Regenbogen.

„Ah!" riefen die Kinder, als sie ihn sahen, „ist das ein Diener vom Schloß?" Denn die trugen auch so bunte Livreen.

„Nein", erwidert der Vater, „das ist General Parademarsch. Seht ihr nicht seinen aufgezwirbelten Schnurrbart und den Dankeschön-Orden? Er ist es gewohnt, daß man vor ihm die Fersen zusammenklappt."

„Wie aber war der Gärtner zu General Parademarsch gekommen?" fragte Andersen seine Zuhörer.

Natürlich war General Parademarsch fürs Schloß bestimmt gewesen. Er sollte dort eine der Armeen für den jungen Grafen kommandieren. Stolzen Hauptes war der General in den Schloßhof marschiert, das Dienstbotenvolk war Luft für ihn, er stakte an Burschen und Mädchen vorbei. Gleich würde

Begeistert sieht »Er« den DUAL –

und seine Augen lachen – Wie wärs, wenn »Sie« ihm dieses Jahr die große Freude machen? Und Sie schenken mit dem DUAL-Elektrorasierer – den jedes gute Fachgeschäft führt – für nur DM 75.– wirklich echte Freude! Eine vornehme, elegante Form, ein doppeltes, simultangetriebenes Schneidsystem mit sechs nylongelagerten Hohlschliffklingen unter dem hautschonenden Schneidblatt. Das bedeutet für jeden Herrn, für jeden Bart: Tadellos exakte, schnelle und saubere Rasur, die selbst der empfindlichsten Haut angenehm wohl tut. Und jeden morgen von Neuem wird Ihnen der Beschenkte dafür Dank wissen.

Dual



GEBRÜDER STEIDINGER ST. GEORGEN 8 / SCHWARZWALD

HERSTELLER DER WELTBEKANNTEN PLATTENSPIELER – PLATTENWECHSLER

Ahaa - auch UHU-Line

Der Hausherr setzt zum Trinkspruch an,
da ruft ein Gast so laut er kann:
*„Ahaa – auch UHU-Line !"**
Der Redner sucht das rechte Wort,
da führt der Zwischenrufer fort:
„Ihr Oberhemd sitzt wunderbar,
so knitterfrei wie meins, na klar!
Auch meine Frau nimmt ausnahmslos
zum Steifen UHU-Line bloß!"
Ahaa – auch UHU-Line !



La 233

*) die bei allen Hausfrauen so beliebte gewebefreundliche, elastische und zugleich schmutzabweisende Wäschesteife. Schon ein Teelöffel voll wirkt Wunder.

UHU-WERK H. u. M. FISCHER, BÜHL/BADEN

er vor seiner Truppe stehen und — stillgestanden! — seine Kommandos schnarren. Aber weil er den Kopf in den Nacken geworfen hatte, sah er den Stein im Wege nicht, stolperte — pardautz! — darüber, fiel — bums! — auf die Nase und zerrte sich den Gesäßmuskel; es tat ihm scheußlich weh.

„Er ist nicht mehr zu gebrauchen", sagte der Graf, „ihr könnt ihn den Gärtnerkindern schenken. Sie haben gewiß noch keinen General gesehen."

Da stand er also unter dem Tannenzweig, er genierte sich ein wenig wegen seiner Verwundung. Aber als er das „Oh" und „Ah" der Jungen hörte und sah, wie die Tänzerin ihn anhimmelte, reckte er sich wieder auf, zwirbelte seinen Schnurrbart und deutete auf den Orden Dankeschön.

Und dann waren die Kerzen niedergebrannt, die Kinder waren im Bett, und die Eltern summten noch vor dem Schlafengehen „Alle Jahre wieder ..." Darnach wurde es mäuschenstill. Die Kinder atmeten ganz sanft, und auch der Vater schnarchte heute nicht, denn es war ja Weihnachten.

Plötzlich aber drehte die Tänzerin eine zierliche Pirouette und warf dem General Parademarsch einen Blick zu, daß sein Schnurrbart beinahe Feuer gefangen hätte.

Der Forstadjunkt wachte auf und fragte argwöhnisch: „Schlafen Sie nicht?"

„Ich muß immer üben, um in Form zu bleiben", versicherte die Tänzerin, „bekümmern Sie sich nicht um mich."

Nach einer Weile wurde der Forstadjunkt es müde, seine Verlobte und den General im Auge zu behalten, jetzt war es Zeit für ihn zu schlafen.

Nicht so die Tänzerin; sie war das Nachtleben gewöhnt, sie wachte am Abend erst richtig auf. Und der General wußte ihre Kunst zu würdigen. „Bravo!" sagte er leise, damit der Forstgehilfe nicht aufwache, „Sie tanzen ganz superb! Würden Sie morgen abend eine Sondervorstellung geben?"

„Es wird mir eine Ehre sein", antwortete die Tänzerin und war, tip-tip, wieder ein paar Schritte näher an den General herangetanzt.

„Nehmen Sie sich in acht", sagte der Wollhandschuh, „Ihr Bräutigam ist eifersüchtig. Nicht umsonst trägt er das Gewehr so locker um die Schulter!"

„Er ist nicht mein Bräutigam", widersprach die Tänzerin.



Der kleine Klaus und der große Klaus

„Sie werden doch nicht mit einem Wollhandschuh sprechen", schnarrte General Parademarsch, „er ist Ihnen nicht ebenbürtig. Wissen Sie, daß er aus zerrissenen Socken gestrickt wurde?"

„Nicht ebenbürtig!" grollte der Handschuh. „Meine Mutter war ein Vollblut-Merinoschaf aus Queensland. Mir scheint, Sie wissen gar nicht, wo Queensland liegt; am Ende der Welt — Tausende Meilen von hier in Australien!"

„Das brauche ich auch nicht zu wissen", wollte General Parademarsch sagen, „denn es ist zu weit, um Krieg zu führen." Aber er schwieg. Es war unter seiner Würde, mit einem Zivilhandschuh zu sprechen.

„Wenn Sie wollen, stehen wir zu Ihrer Verfügung", boten sich die Bauklötze an. „Mit uns können Ihre Pioniere Brücken schlagen."

„Danke", winkte der General ab, „ich darf die Pläne nicht verraten."

„Wir wollen uns nicht aufdrängen", sagten die Bauklötze beleidigt, „uns ist es ohnehin lieber, für die Kirche verwendet zu werden, in der der Forstadjunkt heiraten wird."

„Heiraten!" rief die Tänzerin verächtlich, „Sie sehen ja: er schläft."

Da wachte er auf. Als er merkte, daß die Tänzerin schon auf dem Wege zum General war, schrie er außer sich: „Kommen Sie sofort zurück!"

„Sie haben mir nichts zu befehlen", erwiderte sie.

„Haben Sie nicht in der Manteltasche Ihren Kopf an meine Brust gelehnt?" wollte er wissen. „Haben Sie nicht geduldet, daß ich Sie wärmte?"

Die Tänzerin wurde rot vor Ärger. „Sie stehen unter dem Schutz meiner Armee", versicherte der General.

„Haha", lachte der Wollhandschuh, „der Oberbefehl ist Ihnen entzogen worden, denn Sie haben sich den Gesäßmuskel gezerrt."

„Da hören Sie es", rief der Forstgehilfe, „sein Gesäßmuskel ..."

„Ich weiß nicht, was das ist", entgegnete die Tänzerin und hielt die Hand vors Gesicht.

„Werdet ihr wohl aufhören zu streiten!" mahnte der Papierengel vom Weihnachtsbaum. „Denkt ihr nicht daran, daß heute der Heilige Abend ist?"

„Er hat angefangen", sagte der Wollhandschuh und deutete mit dem Zeigefinger auf General Parademarsch.

„Ich will nichts weiter hören!" befahl der Weihnachtsengel. „Wer nicht still ist, der darf morgen nicht mit den Kindern spielen."

Das half. Nur der Wollhandschuh hörte beim Einschlafen, wie die Tänzerin dem General zuflüsterte: „Werden Sie mich heiraten?" — „Das hängt von meiner Pension ab", erklärte der General.

„Ich liebe dich", murmelte der Forstgehilfe im Traum.

„Er liebt sie", wiederholten die Bauklötzchen gerührt und formten eine Brücke, damit die Tänzerin zu ihm zurückfinde.

Als der Morgen graute, waren er und der Forstadjunkt als erste wach. Sie maßen sich mit feindlichen Blicken. „Wir werden um sie kämpfen", sagte der General.

„Und wenn Ihre ganze Armee hinter Ihnen stünde", rief der Forstgehilfe, „ich werde sie erringen!"

„Natürlich kann ich erst antreten, wenn meine Kriegsverwundung geheilt ist", erklärte Parademarsch.

„Kriegsverwundung!" höhnte der junge Förster.

„Streitet ihr schon wieder?" empörte sich der Weihnachtsengel. „Seid still, ihr weckt die Kinder!"

Aber es war zu spät. Schon gähnten Einer, Hans und Henriette, sie streckten sich, dann sprangen sie aus den Betten. Waren die Bauklötzchen noch da? War General Parademarsch nicht abmarschiert? Tanzte die junge Porzellanfrau noch, verzehrte sich ihr Bräutigam nach ihr? Und war der Christbaum nicht aus dem Haus gewirbelt?



Bis zum letzten Tropfen
köstlich, reif und edel

KUPFERBERG GOLD

>DIE GUTE LAUNE SELBST<

Schiesser

Schiesser DIE KLASSISCH * SCHÖNE WÄSCHE

ⓐ **Modell 2248:** Hochmodische Garnitur aus SCHIESSER-**Kunstseide**, Hemd und Schlüpfer, reich dekoriert mit neuartiger Schweizer Lochstickerei-Spitze. In weiß, lachs, hellblau, schwarz **DM 12.10**

ⓑ **Modell 248/1:** Eleganter Prinzeßrock zur Garnitur a, mit Büstenschnitt und Saumspitze. In den gleichen Farben **DM 11.30**

Modell 248: Der gleiche Prinzeßrock, jedoch ohne Saumspitze **DM 9.60**

ⓐ+ⓑ
Modell 3248/1: 3 teilige Garnitur **DM 23.40**

Modell 3248: 3 teilig, Rock ohne Saumspitze **DM 21.70**
(Alle Preise für Gr. 40-46)

SCHIESSER-Garantie-Wäsche kaufen Sie vorteilhaft überall dort ein, wo Sie SCHIESSER im Schaufenster sehen!

Nein, da standen alle noch und waren ebenso schön wie gestern.

„Kommt ins Bett zurück!" rief der Vater, „marsch, marsch — es ist noch zu zeitig zum Aufstehen." — Und die Mutter sagte: „Ich muß erst Feuer machen, sonst erkältet ihr euch und könnt morgen vor Heiserkeit nicht sprechen. Aber ihr könnt die Spielsachen ins Bett mitnehmen."

Da hättet ihr die Kinder sehen müssen! rief Andersen. Jeder riß schnell etwas an sich, und dann ging's ins Bett zurück. Der Hans mit seinen Bauklötzen, der Einer mit General Parademarsch und Henriette mit der Porzellantänzerin und dem Holzadjunkt. Der General schnaubte vor Wut, als er bei Einer im Bett lag, denn die Tänzerin und der Forstadjunkt waren am anderen Zimmerende, und Henriette sagte eben: „Und jetzt sollt ihr heiraten. Denn sonst könnt ihr nicht zusammen in einem Bette sein!"

„Aber ich wollte mir's noch überlegen!" versuchte die Tänzerin zu sagen. Da aber der Forstgehilfe glücklich ausrief: „Ich hab dich lieb!" führte Henriette die Köpfe der beiden zusammen und preßte ihre Lippen aufeinander. Donnerwetter, konnte der Forstadjunkt küssen!

Vergeblich schrie der General: „Ich lege mein Veto ein!" Niemand hörte es, denn die Decke, unter der er lag, erstickte seinen Protest. Und wenn ihn die Tänzerin auch gehört hätte ... in der Umarmung ihres Försters vergaß sie die Generalspension. „Ich will dir nie wieder davontanzen", versprach sie, „wir werden glücklich sein!"

Als der Weihnachtsengel das hörte, lächelte er so, daß er übers ganze Papier knisterte.

„Das war ein schönes Märchen", sagte der Soldat mit dem Feuerzeug, und seine Hunde wedelten Beifall. „Und weil es uns so gut gefallen hat, sollst du dir nun etwas wünschen. Du weißt, ich brauche mit meinem Feuerzeug nur ‚schnapp' zu machen, und es wird dir erfüllt."

„Dann möchte ich in diesem Jahr noch einmal Weihnachten feiern", dachte Andersen, „und Jenny Lind soll mir bescheren." — Aber ehe er das aussprechen konnte, schlug es Mitternacht, und mit einem Schlag waren alle verschwunden: Däumelinchen, die Prinzessin auf der Erbse, der Kaiser mit den neuen Kleidern, der standhafte Zinnsoldat und der Reisekamerad ... Andersen war wieder allein. Aber er war wunderbar getröstet, und mit einem glücklichen Lächeln um den Mund schlief er ein.

Sein Herzenswunsch ging in Erfüllung: Jenny Lind war zu ihm gekommen. Am letzten Abend des Jahres. Und die schwedische Nachtigall schenkte ihm das, womit sie die ganze Welt beglückte, ihren Gesang. Verzaubert war der Abend, verzaubert das Hotelzimmer — verzaubert war Andersen von ihren Liedern; wieder war das Märchen zu ihm gekommen ...



Die Schneekönigin

Die Stimme war verklungen, aber ihr Glokkenton schwang noch nach. Versunken saß Andersen in dem tiefen Gehäuse seines Sessels. Er hatte die Augen geschlossen, erst langsam hoben sich seine Lider. Der Blick, den er endlich auf Jenny Lind richtete, war schwärmerisch und tränenfeucht. Langsam stand er auf und ging stumm auf sie zu. Er öffnete ein wenig die Arme und näherte sein Gesicht dem ihren. Dann küßte er sie auf die Wange. Mit hoher Tugend erwiderte sie die Zärtlichkeit. Es war eine brüderliche Liebkosung, schwesterlich erwidert.

„Ich danke Ihnen, Jenny — oh, ich danke Ihnen tausendmal, Sie haben mich unendlich beglückt", stammelte Andersen. „Ihr Gesang würde die Vögel verzaubern. Wenn Sie wollten, könnten Sie mit Ihrer Stimme feindliche Heere zum Stehen bringen! Man lacht, man weint, es tut einem wohl, man wird ein besserer Mensch. Mendelssohn hat ganz recht: In Jahrhunderten wird nicht eine Persönlichkeit gleich der Ihrigen geboren ..."

„Genug, genug", rief die Sängerin abwehrend, „kein Wort mehr von mir — ich gebe nur wieder, was andere geschaffen haben. Erzählen Sie mir von sich! Sie sind ein schöpferischer Mensch — ich nur ein Echo."

„Ich war sehr unglücklich", murmelte Andersen, „ich hatte gerechnet, daß Sie Weihnachten mit mir verbringen würden, alle Einladungen hatte ich abgelehnt."

„Aber ich glaubte Sie bei Prinzen und Prinzessinnen!"

„Ich bin überhaupt nur Ihretwegen nach Berlin gekommen!"

„Kind, Kind", sagte Jenny Lind lächelnd und strich ihm über die Stirn. „Ja, ich weiß, warum Sie so schöne Märchen schreiben können — Ihr Herz ist kindlich geblieben. Ich weiß so wenig von Ihnen", setzte sie fort, „und ich möchte viel — nein, alles wissen. Erzählen Sie doch Ihr Lebensmärchen!"

„Ah, Sie haben recht", rief er, „ein Märchen ist es gewesen, und es dauert an; ich bin überzeugt, daß es wie ein Märchen enden wird."

Seine Gedanken schweiften zurück, er sah sich wieder als hochaufgeschossenen vierzehnjährigen Jungen, der sein Vaterhaus verließ, um auszuziehen und die Welt zu erobern ...

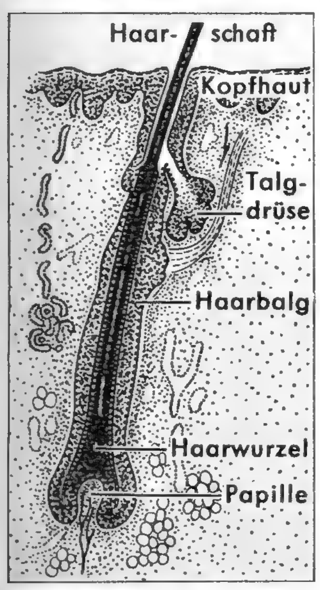
Um Gottes willen, Kind, was soll aus dir werden?" hatte die Mutter ihn bekümmert gefragt, als er ausgerufen hatte, nie würde er Drechsler oder gar Schuster wie sein verstorbener Vater werden.

„Berühmt will ich werden!" hatte er geantwortet.

Zuerst war es einmal notwendig, nach Kopenhagen, in die Hauptstadt, zu kommen; das altertümliche Odense auf der Insel Fünen, wo seine Mutter ein winziges Häuschen bewohnte und er die Armenschule besucht hatte, war kein Ort für junge Genies.

So saß er im Herbst des Jahres 1819 in der Postkutsche, die über Nyborg und den Großen Belt nach Kopenhagen fuhr, hielt sein kleines Bündel auf

Medizin für Ihr Haar!



So sieht ein Haar aus: Der Haarschaft ist der sichtbare Teil, die Haarwurzel liegt in der Kopfhaut. Sie steckt im sogenannten Haarbalg, an dessen unterem Ende die gefäß- und nervenreiche Papille liegt. In den oberen Teil des Haarbalges münden die Talgdrüsen, die das Haar geschmeidig erhalten.

... Die Behandlung wurde am Fell von 5 Versuchstieren in der 12. Woche begonnen. Braune Schuppen lösten sich in den ersten Tagen. Nach 8—14 Tagen war das Fell noch dünn, wies aber nur noch vereinzelt kahle Stellen auf. Kurz nach der 4. Woche stießen an diesen Stellen schwarze Haarspitzen durch die Epidermis ...

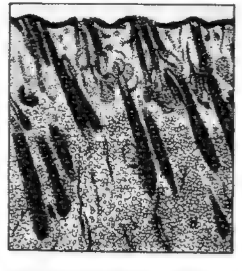
Wie in so vielen wissenschaftlichen Bereichen waren Untersuchungen an Tieren der Ausgangspunkt für neue Erkenntnisse in der Erforschung der Haarschäden. Man stellte fest, daß Fellveränderungen, wie Schuppenbildung und Haarausfall, dann auftraten, wenn den Versuchstieren ein bestimmtes Vitamin aus dem Vitamin-B-Komplex vorenthalten wurde. Setzte man es der täglichen Nahrung wieder zu, hörte der Haarausfall auf. Die Haare wuchsen nach, und das Fell wurde erneut schön und glänzend. Daraus ergab sich eindeutig:

Auch das Haar braucht Vitamine!

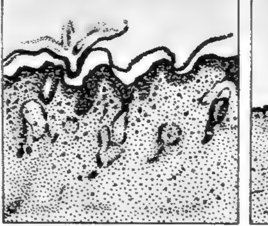
Von dieser Erkenntnis bis zur praktischen Nutzanwendung für den Menschen war jedoch der Weg noch weit. Das schwierigste Problem bestand darin, das neuentdeckte Vitamin chemisch so aufzubereiten, daß es von der Kopfhaut auch wirklich aufgenommen werden und seine natürlichen Funktionen erfüllen kann. In langjährigen Versuchsreihen gelang es, diese Aufgabe zu lösen. Das von namhaften Wissenschaftlern entwickelte „Panthenol" ist ein neuer Wirkstoff, der in der heutigen Medizin eine hervorragende Rolle spielt und von Ärzten bei bestimmten Erkrankungen der Haut und der Haare verordnet wird. „Panthenol" ist eine Weiterentwicklung aus der Pantothensäure und zeichnet sich durch ein Eindringungsvermögen aus, wie man es bei dieser nicht kennt. Für die tägliche Haarpflege aber wurde PANTEEN geschaffen, das einzige Haarpflegemittel, das das durch Weltpatente geschützte „Panthenol" enthält. Und darauf beruht der einmalige Erfolg von PANTEEN: In nahezu 50 Ländern der Erde bevorzugen heute Millionen Menschen dieses einzigartige Vitamin-Haarwasser für die Pflege und Gesunderhaltung der Haare.

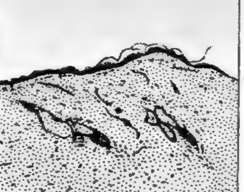
Gesundes Haar von der Wurzel her!

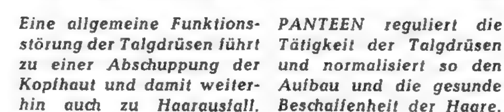
PANTEEN wird von der Kopfhaut leicht aufgenommen. Es fördert — unterstützt durch Massage — die Durchblutung der Kopfhaut und führt dem Organismus durch örtliche Anwendung das für die Haare so wichtige Aufbauvitamin zu. Buchstäblich von der Wurzel her werden das Wachstum und die Beschaffenheit der Haare beeinflußt. Die Tätigkeit der Talgdrüsen normalisiert sich, so daß Kopfjucken und Schuppen — oft die ersten Anzeichen des beginnenden Haarausfalls — verschwinden. Das Haar wird fülliger, kräftiger und reißfester, ja, es wird sichtlich belebt und verjüngt.



Gesunde Kopfhaut mit normal ausgebildeten Haarzwiebeln sowie Talgdrüsen.







Eine allgemeine Funktionsstörung der Talgdrüsen führt zu einer Abschuppung der Kopfhaut und damit weiterhin auch zu Haarausfall.

PANTEEN reguliert die Tätigkeit der Talgdrüsen und normalisiert so den Aufbau und die gesunde Beschaffenheit der Haare.

Wissenschaftler erklären:

Namhafte Fachleute fassen den Einfluß von PANTEEN auf das Kopfhaar wie folgt zusammen:

1. Durch PANTEEN wird die Schuppenbildung verhütet bzw. geheilt.

2. Übermäßiger Haarausfall wird gehemmt und der Haarwuchs angeregt, sofern die Haarwurzeln noch lebensfähig sind.

3. Bei regelmäßiger Anwendung wird das Haar fülliger und kräftiger.

4. Die physikalischen Eigenschaften der Haare (Reißfestigkeit, Dehnbarkeit und Elastizität) werden durch PANTEEN günstig beeinflußt.



Volles Haar wirkt schön! Doch ohne Zufuhr wachstumfördernder Aufbaustoffe geht es nicht, wenn das Haar wirklich gesund bleiben soll — gesund bis in die Haarwurzeln. Besonders bewährt hat sich PANTEEN, das einzige Haarpflegemittel mit dem speziellen Wirkstoff „Panthenol".



Millionen Menschen in aller Welt erhalten sich bis ins hohe Alter volles, schönes Haar durch die tägliche Pflege mit PANTEEN. Machen Sie es jetzt genauso; denn PANTEEN mit „Panthenol" ist wirklich Medizin für Ihr Haar.

Täglich PANTEEN!

Wer sich die Erfahrungen der Wissenschaft zunutze machen will, um gesundes, volles Haar fürs ganze Leben zu besitzen, sollte deshalb eines tun: Regelmäßig, möglichst morgens und abends, der Kopfhaut und damit dem Haar durch PANTEEN Vitamin-Nahrung zuführen. Es liegt aber in der Natur der Vitamine, daß sie ständig im Körper anwesend sein müssen, um ihre Funktionen ausüben zu können. Deshalb ist die täglich e Anwendung von PANTEEN unerläßlich, will man einen nachhaltigen Erfolg erzielen.



PANTEEN

DAS VITAMIN-HAARWASSER



PANTEEN ist auch ein praktisches Weihnachtsgeschenk, mit dem Sie Freude bereiten können. Die Standardflasche kostet 3,45 DM; die große Doppelflasche 5,85 DM. Für graues und weißes Haar empfiehlt sich PANTEEN BLAU in der Doppelflasche zu 5,85 DM.

5 G 2 e

MIT LIEBE SCHENKEN

kann nur, wer mit Liebe ausgesucht hat. Das ist auch bei Weinbrand so. Aber wonach soll man sich richten? Nach dem Preis, nach den großen Anzeigen? Haben Sie Vertrauen zu JACoBI '1880', dem Weinbrand mit dem KLEINEN PLUS: Duft nach Eichenholz, Farbe wie Topas, Geschmack wie verhaltenes Feuer. Das ist es nämlich, was Sie Ihrem Liebsten schenken möchten.



In jedem Geschäft steht eine Flasche) mit dem KLEINEN PLUS für Sie bereit – und abends in Ihrer Gaststätte bitte stets '1880' verlangen!*

JACoBI '1880' *schmeckt mit* **18** *und mit* **80**

**) 1/1 Flasche 14,50 DM 1/2 Flasche 7,50 DM 1/5 Flasche 4,50 DM 1/10 Flasche 2,50 DM*

den Knien und biß heißhungrig in ein Speckbrot, das ihm die gutmütige Frau neben ihm gereicht hatte.

„Was willst du denn in Kopenhagen tun?" fragte sie und sah das magere, blonde Bürschlein teilnahmsvoll an.

„Ich gehe ans Theater und werde ein berühmter Schauspieler", erwiderte der junge Andersen kauend.

„Ja, hast du denn die Begabung dazu?" wollte ein dicker Viehhändler, der ihm gegenübersaß, wissen.

„Ich wollte eigentlich Seiltänzer werden", entgegnete der Junge, „aber meine Mutter hat gesagt, da dürfe ich nur Öl essen, damit meine Glieder geschmeidig bleiben, da ließ ich es lieber sein ..."

Die Reisenden lachten. Was war das doch für ein ulkiger Kerl! Jetzt sprach er ihnen aus einem Puppenspiel vor, das er selbst geschrieben hätte, „Abor und Elvira" nannte er es. Niemand im Wagen verstand ein Wort — es war ein gräßliches Kauderwelsch.

„Kennst du wenigstens jemanden am Kopenhagener Theater?" fragte der Viehhändler und wechselte bedeutsame Blicke mit den anderen.

„Nein, aber ich habe einen Empfehlungsbrief von Buchdrucker Iversen an Madame Schall. Das ist, müssen Sie wissen, die berühmteste Tänzerin des Königlichen Balletts."

„Wo wirst du denn in Kopenhagen wohnen?" fragte die Frau, die ihm das Speckbrot gegeben hatte, „bei einem Onkel, oder wo?"

„Ach, das wird sich schon finden", antwortete der Junge unbeschwert. „Sicherlich gibt es einen Gasthof, wo ich mit meinen zehn Talern reiche, bis ich die erste Gage bekomme ..."

„Zehn Taler!" lachte der Viehhändler, „da hast du ja ein Vermögen." —

„Meinen Sie wirklich?" fragte Andersen. „Aber natürlich", versicherte ihm der Mann, „damit reichst du wenigstens drei, vier Tage." Und er lachte wieder, daß er krebsrot wurde.

„Ach, du liebes Kindchen", seufzte seine Sitznachbarin, „worauf hast du dich da eingelassen! Wie konnte deine Mutter das nur erlauben?"

„Sie wollte es auch nicht zugeben", erklärte Andersen offen. „Ich sollte Schneidergeselle werden. Aber als ich nicht aufhörte zu betteln, ging sie mit mir zu der Wahrsagerin, droben im Armenhaus ..."

„Zur Wahrsagerin?" kreischte der Viehhändler und schlug sich auf die Schenkel. „Und sie hat prophezeit, daß du Triumphe in Kopenhagen feiern würdest, ist es nicht so?"

„Nein, lieber Herr", erwiderte Andersen unbefangen, „die alte Frau hat lange in den Kaffeesatz geguckt. Dann hat sie ein paarmal mit dem Kopf geschüttelt und zu meiner Mutter gesagt: „Ihr Sohn wird ein großer Mann werden; zu seiner Ehre wird einmal ganz Odense illuminiert."

„Na, da kann es ja nicht schiefgehen", prustete der Viehhändler heraus. „Ich hoffe nur, mein Lieber, du vergißt uns nicht, wenn du Rat geworden und mit Orden übersät bist."

„Ich vergesse nie jemanden, der gut zu mir ist", sagte Andersen und blickte sein Gegenüber aus hellen Augen aufmerksam an.

„Der Postillon blies; es war ein herrlicher sonniger Nachmittag", erinnerte sich Andersen, „und bald schien die Sonne in meinen leichten kindlichen Sinn hinein: ich freute mich über alles Neue, was ich erblickte, und reiste ja dem Ziel meiner Sehnsucht entgegen. Als ich aber bei Nyborg an den Großen Belt gelangte und das Schiff sich von meiner heimatlichen Insel entfernte, da fühlte ich recht, wie einsam und verlassen ich war. Den ganzen Tag und die folgende Nacht fuhr ich durch Städte und Dörfer, ich stand einsam beim Wagen und verzehrte mein Brot, während umgepackt wurde — ich meinte, ich sei schon weit in der großen Welt."

Am nächsten Tag, es war Montag, der 5. September 1819, beobachtete einer der Billetthändler vor dem Kopenhagener Theater einen langen, dürren Jungen, der sich die Nase an der Glasscheibe des Programmkästchens plattdrückte. Er trug einen alten Rock, der ihm viel zu weit war.

Jetzt ging er um den Theaterbau herum und verrenkte sich fast den Hals, um die Giebelfiguren zu betrachten. Mit offenem Munde stand er da, sein strähniges, weißblondes Haar wehte ihm von dem schmalen Kopf. Der Kartenverkäufer wußte nicht, hatte er einen armen Studenten oder ein Landstreicherkind vor sich. Aber vielleicht sollte er für jemanden Karten besorgen; deshalb trat er jetzt auf ihn zu und fragte:

„Möchtest du ein Billett für die Abendvorstellung haben?"

Andersen schaute, aus seinem Sinnen aufgeschreckt, hoch. Dann breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht, und er entgegnete: „Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mein Herr." Er griff nach der Karte und betrachtete sie wie einen Goldschatz. Dann verbeugte er sich und wollte sich entfernen.

„He, gib das Geld her!" rief der Mann aufgebracht und machte Miene, ihm nachzulaufen. Andersen drehte sich sogleich um und sagte: „Verzeihen Sie mir, ich dachte, Sie wären so freundlich, mir das Billett zu schenken."

Der Verkäufer tippte sich an die Stirne. „Halte einen anderen zum besten", zeterte er. Eine ganze Weile erging er sich in wüstem Geschimpfe.

„Mein Herr", erklärte Andersen würdevoll, „wissen Sie, daß ich bald auf dieser Bühne stehen werde?"

Am Tag darauf zog er seine Konfirmationskleider an und machte sich auf, um Madame Schall sein Empfehlungsschreiben zu übergeben. Bevor er klingelte, ließ er sich vor ihrer Tür auf die Knie nieder und betete zu Gott, daß er hier Förderung fände. Lange mußte Andersen in einem dunklen Gang warten, bevor die königliche Tänzerin ihn vorließ. „Aber ich kenne keinen Buchdrucker Iversen", sagte sie, als sie den Brief gelesen hatte. Sie musterte Andersen wie das seltene Exemplar einer fremdländischen Rasse. „Na, dann zeige mal, was du kannst", forderte sie ihn auf.

Andersen zog seine Stiefel aus, nahm den Hut zur Hand und kündigte an, er werde ihr „Aschenbrödel" vorführen. Das sei das Stück, das er auswendig könne, die königlichen Schauspieler hätten es vor einiger Zeit in Odense gegeben. Ehe sich Madame Schall versah, tanzte er auf dem Teppich, schlug seinen Hut wie ein Tambourin und sang: „Rang und Reichtum bleibt hienieden / Von der Sorge nicht verschont ..."

„Er ist wahnsinnig", fuhr es Madame Schall durch den Kopf, „wie kann ich ihn nur wieder loswerden?"

(Fortsetzung im nächsten Heft)


In einer reichen Auswahl finden Sie zu Preisen von DM 2.95 bis DM 35.- für SIE und IHN, für Ihre Familie und Ihre Freunde ein geschmackvolles Geschenk.
6.-
2.95
5.75
19.75
30.-
Alles wünscht sich
alles schenkt sich
Mouson
Lavendel
Mit der Postkutsche

Als die Orgel schwieg...

Die Geschichte des Weihnachtsliedes, das um die ganze Welt ging / Von Georg Schwarz

Es geschah am 24. Dezember 1818 in Oberndorf an der Salzach im Erzbistum Salzburg: Das Pfeifen- und Zungenwerk der Orgel von Sankt Nicola, der alten Pfarrkirche, verstummte am Morgen vor der Heiligen Nacht. Schulbuben, zum Ehrendienst des Bälgetretens bestimmt, brachten schwitzend und unter Gepolter einiges Gequietsch und Geknarr zustande, doch die Stimmen der Orgel blieben still.

Resigniert ließ der Organist die Finger über die kalten, bräunlichen Tasten der Manuale gleiten, zog fruchtlos ein paar der schönnamigen Register: Bardun, Vox coelestis, Unda maris, Kornett, Quintatön – und blickte empor, wohin er immer blickte, wenn er präludierte: zu den Engelsfiguren, schwebend über der Orgel, ihr flatterndes Band tragend mit der Inschrift „Gloria in excelsis Deo". Es war ihm, als umschatte Betrübnis ihre hölzernen Gesichter, daß ihr wiegender Gottestanz der summenden und rauschenden Musik entbehren mußte, die er, ihr Freund, der Lehrer und Organist



Franz Xaver Gruber, der Komponist des Weihnachtsliedes

Franz Gruber, ihr irdischer Tanzmeister, an jedem Sonn- und Feiertag zu ihnen emporspielte. Ein Tanz ohne Musik? Und jetzt zur Weihnachtszeit eine Christmette ohne Orgel?

So verschloß der ratlose Organist den Deckel des Spieltisches, holte die Orgelbuben, die inzwischen in den dunklen Spinnwebwinkeln hinter dem Orgelgebäude nach winterschlafenden Fledermäusen suchten, aus ihren Verstecken und begab sich auf den Heimweg. Unterwegs traf er einen jungen Burschen, der im Schneegeräumt der Dorfstraße ein ihm verlorengegangenes Wagscheit suchte.

„Was gräbst du denn da?"

Der Bursche gestand ihm seinen Kummer.

„Hör' zu", sagte der Organist zu ihm, „du gehst in den Pfarrhof und sagst dem Pfarrer, daß es unsere Orgel nicht mehr tun will. Ich kann es ihm nicht sagen! Eine Christmette ohne Orgel, das kann ich ihm nicht bieten. Ich suche unterdessen dein Wagscheit im Schnee."

Der Bursche machte sich auf den Weg. Franz Gruber fand nach kurzem Suchen das unentbehrliche Stück Holz mit dem eisernen Ring in der Mitte. Es lag in einem Schneehaufen, wohin es der Bursche wohl vorsorglich gesteckt hatte, weil er beim Krämer noch etwas einkaufen wollte. Unterdessen kam er schon wieder aus dem Pfarrhof zurück, nahm sein Wagscheit in Empfang und sagte: „Unser Pfarrer läßt Euch ausrichten, Ihr sollt unbekümmert sein. Es wird sich ein Weg finden lassen! Mein Wagscheit! Dank' Euch für das Suchen."

Der Lehrer ging in seine Schule. An diesem Tag ließ er die Kinder singen. Immer wieder hatte er während des Gesanges das jähe Abschnappen der Orgel in den Ohren, und er fürchtete gar, die Sache habe eine geheime, unglückliche Bedeutung. Kurz vor Mittag entließ Franz Gruber seine Schulkinder. Sie balgten sich schon draußen im Schnee, und er schaute ihnen versonnen zu — da kam der junge Pfarrer Joseph Mohr von der Anhöhe der Kirche herab. Er ging rasch, er ruderte, an stürmenden Kindern vorbei durch die Schneehaufen und blickte nur nach dem Zaun, wo der Lehrer stand. Zwei Augenpaare grüßten sich. In der Hand des Pfarrers flatterte ein schmaler Zettel, ein Ding wie ein Doktorrezept.

„Was meint Ihr wohl, was ich da verbrochen hab'?" Der Pfarrer gab seinen Zettel dem Lehrer. Sie standen miteinander vor der Tür des Schulhauses. Der Lehrer nahm das Blatt.

„Ein Lied", sagte er, „schlicht und bündig, ein Wiegenlied für die Heilige Familie. Von Euch selber geschrieben?"

Der Pfarrer trat in das Schulhaus ein. Der Lehrer, den Zettel immer wieder lesend, folgte ihm langsam nach. Da standen sie in der Schulstube und waren froh über die Wärme.

„Ich bin kein Dichter", sagte der Pfarrer, und hielt die Hände über den unförmigen, eisernen Ofen, „der Herr von Goethe hätte das besser gemacht." Der Organist Franz Gruber betrachtete noch immer den Text auf dem Zettel. Dabei bewegte er bald den rechten, bald den linken Fuß, als müßte er die Orgelpedale treten.

„Aber", sagte er, „das wär' schon ein Lied, wie wir es für die Heilige Nacht brauchen. Die Melodie, ich glaub', ich hab' sie schon halb." Er summte etwas vor sich hin. Es klang sehr zaghaft, schüchtern und zaghaft wie Hirtengesang, dann legte er das Blatt auf das Fenstergesims und ging zum Ofen hinüber, wo der Pfarrer stand.

„Das Lied", sagte er, „ist gut. Keine Schwärmerei darin, keine Zutaten. Ich meine, das kommt daher, daß sich Hochwürden auf Latein verstehen, wo in dieser Sprache doch alles so deutlich wird, so einfach."

„Bitt' schön, keine Schmeichelei", wehrte sich Pfarrer Mohr, „ich weiß nicht, ob man bei dem armen Liedchen gleich von der „Frucht der Latinität" reden darf —"

„Es bleibt dabei", sagte Franz Gruber, „läuft's Christkind nicht jedes Jahr in die Welt, einfach, nackt, bloß und barfüßig? Und jetzt sag' ich Euch, die Melodie ist schon fertig! Sie, Hochwürden, und ich, wir singen's zur Gitarre, den Refrain übernehmen meine Schulkinder. Um vier Uhr üben wir das Lied in der Kirche. Die stumme Orgel wird staunen. Und noch etwas: Ich war nie im Heiligen Land, aber wenn man das liest, ist's einem, als wär' man schon dort..."

„Ich geh', ich geh'", sagte Pfarrer Mohr, während Franz Gruber, den Zettel an die Wand haltend, die ersten Noten mit dem Crayon auf den Rand des gelben Papiers setzte.

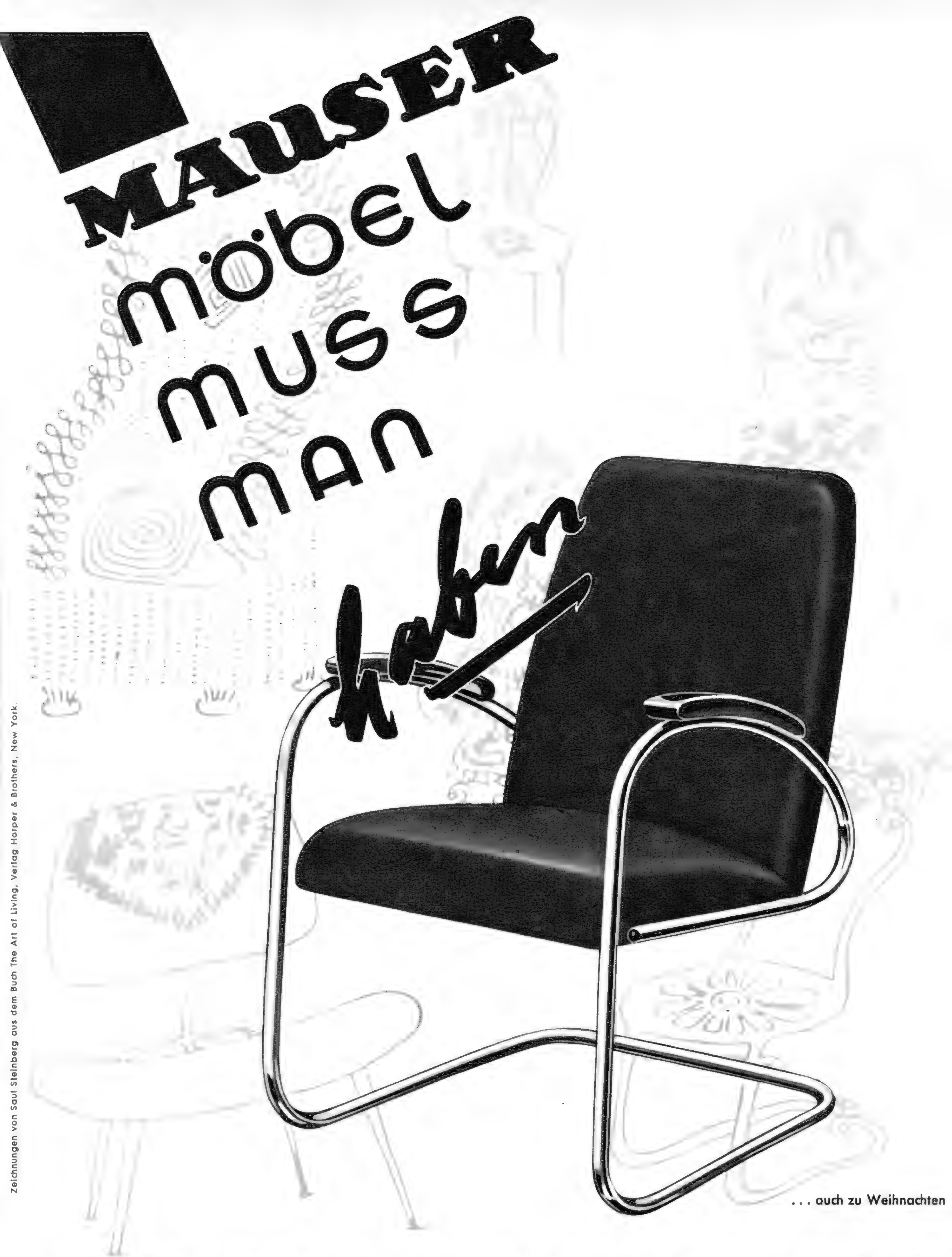
„Ich geh' jetzt", sagte der Pfarrer.

Der Lehrer öffnete ihm die Tür und rief ihm nach: „Nein, Hochwürden, die Latinität ist's nicht allein. Das Herz muß dichten. Ihr habt mich angesteckt!" — und jubelnd sang er die Zeile „Tönt es laut von fern und nah", um dann ausbrechend und sich selbst den letzten Schwung gebend zu schmettern: „Christ, der Retter, ist da — Christ, der Retter, ist da!"

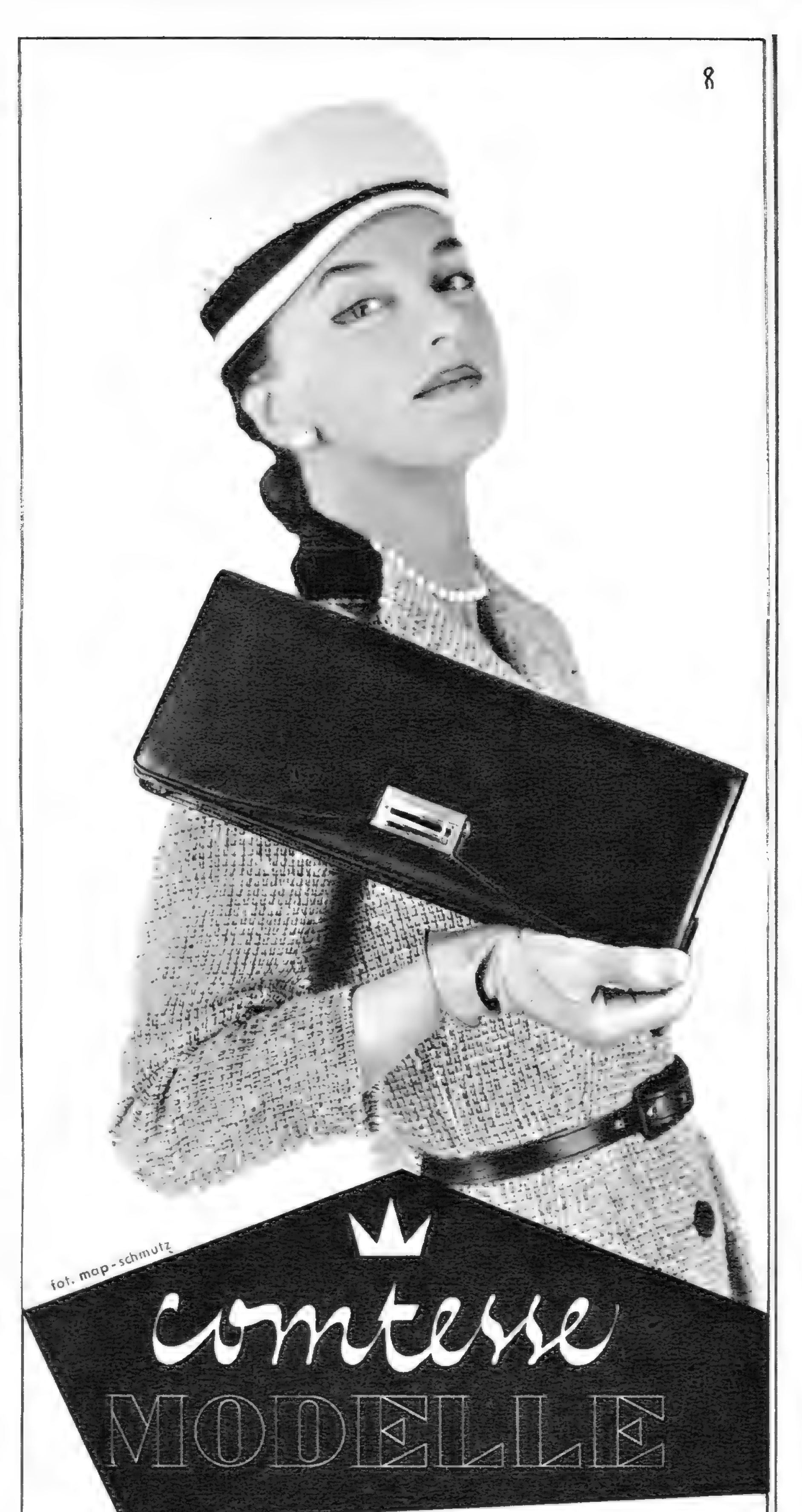


Die Gitarre, zu der Gruber und Mohr das Lied zum erstenmal sangen.

 Photos: C. L. Schmitt



MAUSER-WERKE GMBH · WALDECK, BEZ. KASSEL



FESTLICHE STUNDEN...

wer möchte sich ihrer nicht von ganzem Herzen erfreuen und all die vielen liebevollen Vorbereitungen treffen, um die kleinen und großen Wünsche zu erfüllen — wer möchte sich da ausschließen?

„comtesse" macht auch Ihren Wunsch nach einer vollkommenen Handtasche zur freudigen Gewißheit.

Bevorzugen Sie Taschen der streng klassischen Linie oder lieben Sie modisch extravagante Modelle, immer hält „comtesse" das Passende für Sie bereit.

Verlangen Sie stets „comtesse-Modelle", die Handtaschen, die höchsten Ansprüchen gerecht werden.



Das Grab Franz X. Grubers in Hallein

Die Christmette in der Kirche Sankt Nicola zu Oberndorf begann diesmal ganz arm. Bedrückt waren die Gläubigen schon durch den Schnee gestapft, es hatte sich herumgesprochen, das Pech mit der Orgel. Stille umgab sie im Gotteshaus, es war, als ob sogar die Lichter trüber flackerten.

Aber dann geschah das Wunder dieser Christnacht. In die Stille tropften ein paar Gitarrenakkorde, und im Kirchlein war es plötzlich so weihevoll, wie es nie zuvor gewesen war. Der Organist Franz Gruber sang vor den Salzachschiffern das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht", er sang den Baß und spielte die Gitarre, und im Tenor sang der Pfarrer Mohr den Jubel der Oberstimme. Ein vierstimmiger, gemischter Chor von Knaben und Mädchen wiederholte die Schlußzeilen der Strophen, die wie mächtige Flügelspitzen den hellen Saum des Himmels berührten, um danach den Frieden von drüben auf die dunkle Erde zu wehen.

Das Wiegenlied, Himmel und Erde wiegend, sollte alsbald weiterklingen.

Ein Orgelbauer namens Karl Mauracher, der die verstummte Orgel von Oberndorf im Frühjahr nach dieser Christmette reparierte, nahm Text und Noten des neuen Liedes mit zu den Tirolern, bei denen er zu Hause war. Ein singfreudiger Handschuhmacher, der die deutschen Märkte besuchte, empfing das Lied vom Orgelbauer und ließ es von seinen Kindern, die ihn auf seinen Reisen begleiten durften, auf dem Leipziger Weihnachtsmarkt singen. Der König von Sachsen holte sie in sein Schloß und brachte das Lied in seiner Hofkapelle auf der Pleißenburg bei großem Lichterglanz zur Aufführung. Ein unschuldiger musikalischer Dieb schrieb sich Text und Noten ab und nahm das Lied mit nach Berlin, wo es von den Protestanten aufgenommen wurde. Eine kleine Singgemeinschaft aus dem Zillertal brachte es über den Ozean, wo es 1839 in Amerika gesungen wurde. Heute klingt das Lied in 97 Sprachen. Es wird gesungen in Europa, in Amerika, bei den Negern und bei den Eskimos, in Schanghai und in Santa Cruz, auf den Schiffen im Weltmeer, in den Städten, in den Dörfern, in den Berghütten, in der ganzen Welt.

Unterdessen — es sind seit der Entstehung des Liedes hundertachtunddreißig Jahre vergangen — wurde Oberndorf an der Salzach von den Fluten des Hochwassers zerstört und ist verschwunden. Die Reste der Kirche Sankt Nicola wurden abgebrochen. Pfarrer Joseph Mohr starb im Jahre 1848 zu Wagrain im Salzburgischen. Franz Gruber erhielt eine Organistenstelle in Hallein im Inntal. Als das Gerücht an seine Ohren drang, das Lied „Stille Nacht" sei eine Komposition von Joseph Haydn, schrieb er einen Brief an die Königliche Hofkapelle in Berlin, in welchem er sich als der Schöpfer der Melodie bekannte. Er starb im Jahr 1865 in Hallein. An der Stelle der Kirche Sankt Nicola, in der Gegend des einstigen Oberndorf, errichtete man im Jahre 1924 eine Kapelle, die den Namen trägt „Mohr-Gruber-Gedächtniskapelle", volkstümlich die „Stille-Nacht-Kapelle" genannt.

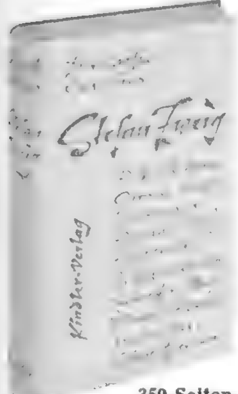
In den Christnächten ertönt jedes Jahr über den Gräbern von Franz Gruber und Joseph Mohr, wie auch an der Gedächtniskirche im namenlosen Hirtenfeld des einstigen Oberndorf, das Lied von der „Stillen Nacht" zum Andenken an die Verfasser.

Zart und innig beginnt das Lied, hirtenhaft fromm und bescheiden, dann greift es aus zu mächtigem Jubel, um wieder zurückzusinken in die Innigkeit beschaulicher Anbetung in der Stille der geweihten Nacht, wenn die Hirten lauschen.

Das Inhaltsverzeichnis mit ausführlichem Register für alle bisher erschienenen Hefte der Monatsschrift **Das Schönste** wird allen Abonnenten zugleich mit dem Januarheft zugestellt. Leser, die **Das Schönste** gesammelt haben, ohne bisher Abonnenten zu sein, erhalten dieses Gesamtverzeichnis auf Anforderung gerne kostenlos zugeschickt. Schreiben Sie bitte an: **Das Schönste,** Kindler und Schiermeyer Verlag, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37

Die schönsten Bücher für den Weihnachtstisch

Stefan Zweig — Der große Europäer



350 Seiten
In Ganzleinen DM 14.80



„Dies gehaltreiche Buch ist dem tragisch dahingegangenen Dichter und Menschen Stefan Zweig gewidmet und gewiß eines der schönsten Erinnerungsbücher: es sprechen vom Freunde die Freunde, darunter Rilke und Rolland, Zuckmayer und Werfel, Bruno Walter und Richard Strauß, und in diesem vielartigen Spiegel wird das Bild eines noblen, gedankenvollen, im eigentlichen Wortverstande humanen Geistes lebendig: ein Bild, das in unserer dunkel-verworrenen Stunde wie ein bewegender, hoher Appell wirkt.“ *Emil Preetorius*

Monika Mann: Vergangenes und Gegenwärtiges

Monika Mann
Vergangenes und Gegenwärtiges
Erinnerungen

168 Seiten
In Ganzleinen DM 6.80



„Ich bin entzückt von dem Buch von Monika Mann. Wie dicht und fest ist ihre Aussage, und wie graziös vermag sie über ihr Leben zu sprechen, das wahrlich nicht leicht war ... und wie magisch verbindet sie es mit dem Wesen ihres Vaters Thomas Mann, der für sie immer ‚Der Zauberer' war. Einen Teil des Lebens von Monika Mann durfte ich aus der Nähe miterleben, und ich glaube, beurteilen zu dürfen, mit welch schöner Haltung und edlem literarischem Ausdruck sie es zu gestalten vermochte.“ *Kasimir Edschmid*



787 Seiten
In Ganzleinen DM 19.80

Walter Rilla
Ohnmacht des Herzens
Roman

385 Seiten
In Ganzleinen DM 16.80

Walter Rilla: Saat der Zeit



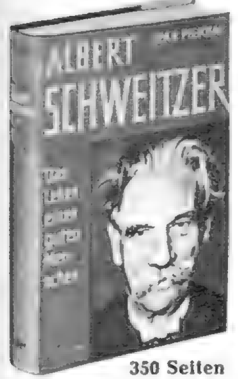

„Ich habe den Roman mit wahrer Bewunderung gelesen. Ein Frauenschicksal, meisterhaft erzählt“, schrieb Thomas Mann an den Verfasser. Die *National Zeitung* in Basel urteilte: „Thomas Mann hat den Lorbeer keinem Unwürdigen gereicht! Wie es dem Dichter gelingt, sich in die sensible und komplizierte Seele seiner weiblichen Hauptgestalt hineinzuleben, ist meisterhaft!“

Walter Rilla: Ohnmacht des Herzens

„‚Ohnmacht des Herzens' ist Rillas zweiter Roman. Wieder geht es dem Autor allein um die Beziehungen von Mensch zu Mensch, und er stößt in die innersten Bereiche des Herzens und der Gefühle vor. Es ist die Geschichte eines Professors in mittleren Jahren, der sich hoffnungslos in eine Sechzehnjährige verliebt und als ‚Ersatz' ihre Mutter heiratet. ‚Ohnmacht des Herzens' ist voller wilder Leidenschaft. Fast unbegreiflich, daß dieser Roman von einem Deutschen zuerst in Englisch geschrieben wurde, noch dazu mit einem Reichtum an Worten, dessen sich kein Engländer zu schämen brauchte.“ *Der Kurier, Berlin.*



Jean Pierhal: Albert Schweitzer



350 Seiten
In Ganzleinen DM 16.80

Zu dieser überall mit Begeisterung aufgenommenen Biographie über Albert Schweitzer, den Einstein „den größten Menschen unseres Jahrhunderts“ nannte, schrieben Robert Jungk (Verfasser des erfolgreichen Buches „Die Zukunft hat schon begonnen“) eine Einführung und der große griechische Dichter Niko Kazantzakis ein Nachwort. Albrecht Goes sagt: „An dieser schönen Schweitzer-Biographie haben wir alle in der Familie große Freude.“ Ein wichtiges Buch, das man vor allem auch den jungen Menschen in die Hand geben sollte!

Walter Bauer: Die langen Reisen



Walter Bauer
Die langen Reisen
Eine Nansen-Biographie

332 Seiten
In Ganzleinen DM 12.80

„Ein internationales Gremium von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens verlieh den vom Kindler Verlag gestifteten ersten Albert-Schweitzer-Preis an Walter Bauer für seine Nansen-Biographie ‚Die langen Reisen'. Walter Bauer hat dokumentarisch zuverlässig, in schlichter, aber sehr eindringlicher Sprache die Lebensgeschichte Nansens aufgezeichnet. Man möchte wünschen, daß sein packend geschriebenes Buch eine weite Verbreitung findet. Denn es erzählt einen Lebensweg, der uns heute als Vorbild dienen könnte.“ *Neue Zürcher Zeitung*





Zu neuen Büchern

„Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft dazu zurück, man naht sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrat in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses." WILHELM VON HUMBOLDT


Thomas Wolfe

Ro-ro-ro feiert Jubiläum. Und — man erwartet es von Rowohlt nicht anders — er macht die Herausgabe des 200. Bändchens dieser unentbehrlich gewordenen Bücherei gleichsam auch zu einem Fest für den Leser: Die Geschichten und Fragmente von Thomas Wolfe: *Hinter jenen Bergen* (Rowohlt Taschenbuch, 280 Seiten, DM 1.80) sind mehr als ein Nachlaßband. Das Buch besteht aus einer klugen Auswahl der besten noch unveröffentlichten Kurzgeschichten sowie biographisch interessanten Erzählungen des mit 38 Jahren im Jahre 1933 viel zu früh gestorbenen großen amerikanischen Dichters. Sie alle fügen sich in seinen großen Gesamtplan ein, ein weiteres Buch über seine Heimat und Vorfahren zu veröffentlichen, *sein* Buch weiterzuführen. Denn es war ja eigentlich immer *ein* Buch, an welchem er unablässig schrieb, *ein* einziges kraftvolles Epos, das notwendigerweise in einzelnen Teilen erschien: „Schau heimwärts, Engel", „Von Zeit und Strom", „Geweb' und Fels". — Das Fragment „Hinter den Bergen", die Titelerzählung des Bandes, ist eines der interessantesten Werke des Autors und wohl sein objektivstes. Wenn es voll Freude und Hoffnung und zugleich voll tiefer Tragik ist, voll üppigrotem Lebensblut und voller Wissen um den jedermann umlauernden Tod, so erfahren wir doch aus dem schönen Essay „Der Einsame Gottes", daß zwischen Lebensfreude und Tragik eigentlich kein Widerspruch besteht. Das ist das Erhebende an dem jetzt erschienenen schönen Nachlaßband.

Ein großes, ebenso fremdartiges wie anmutiges Gemälde mit unzähligen Figuren und bewegten Szenen breitet Pearl S. Buck mit ihrem neuen Roman *Das Mädchen Orchidee* (476 Seiten, DM 18.50, Desch-Verlag) vor dem Leser aus. Aber das Bild, das die Nobelpreisträgerin von der Kaiserin Tsu Hsi, der letzten großen Herrscherin auf dem chinesischen Drachenthron, zeichnet, ist eher aus feinen Fäden bunter Seide gestickt, als gemalt. Die goldenen und roten Töne herrschen vor in diesem glanzvollen Gewirk fernöstlicher Pracht, und das erregende Geschehen ist dem Betrachter weiter entrückt, als es die Zeit, in der das Buch spielt, eigentlich erwarten läßt: reicht doch diese so mittelalterlich anmutende Epoche der Geschichte bis in unsere Tage. Vom „Mädchen Orchidee", das um 1860 als Konkubine und spätere Gattin des Mandschu-Kaisers zu höchsten Ehren und zu größter Macht aufstieg, wandelt sich diese reizende und kluge, schöne und eigenwillige Frauengestalt und wächst zu tragischer Größe. Vor allem von ihr ist die Rede, die liebte und haßte, die gleichzeitig verschlagen, gewalttätig, großmütig und bescheiden war, und die zuletzt, als „Alter Buddha", wie eine Heilige verehrt wurde. Sie verteidigte die Geschicke des großen Reiches gegen alle Intrigen von innen und gegen die Einflüsse von außen; sie bestimmte die Politik der Dynastie, die — verkapselt in Kastenstolz — die Fesseln der Tradition erst dann lockerte, als es bereits zu spät war. Über vier Jahrzehnte chinesischer Geschichte werden lebendig, die letzten, bevor sich das Mandschu-Kaiserreich in diesem Jahrhundert dem Untergang zuneigen sollte... Pearl S. Buck beweist erneut ihre tiefe Kenntnis der östlichen Seele. Mit sprachlicher Einfühlung „stickte" sie dieses große, bewegt-bunte Seidenbild.

In einer bestechenden Weise nachdenklich und heiter stimmt der Roman *Das Schiff* von Hans Egon Holthusen (359 Seiten, DM 15.80, Piper Verlag). Es ist das erste größere erzählende Buch des Lyrikers, Essayisten und Kritikers, das uns während einer siebentägigen Schiffsfahrt von New York nach Southampton, von der Neuen zur Alten Welt begleitet. Thomas Mann hatte 1934 bei seiner Überfahrt den „Don Quijote" bei sich, der ihn zum Philosophieren anregte. Hauptperson Holthusens ist Gulliver, der Reisende mit dem Buch „Unwiederbringlich". Er ist der Gesprächspartner aller Deckpassagiere, der Millionäre und der Armen, der Mannequins, Filmstars, Autoren, Generäle, Touristen und auch des Schiffspersonals, auf all deren Treiben er halb belustigt, halb melancholisch, doch stets mit Sympathie herabschaut. Er ist der große Marionettenspieler auf dieser entrückten, aber doch weltumfassenden Bühne der Bürgerlichkeit, die er als geselliges Kunstwerk von höchstem Rang, aber auch mit einer tiefen, wahrsagenden Skepsis betrachtet. Denn auf dem engen Raum des Schiffes herrschen Glück und Langeweile, Liebe und Entbehrung der Liebe, der ganze Jahrmarkt menschlicher Eitelkeiten, nur eines nicht: die Arbeit. Dieses in bemerkenswert reifem Stil geschriebene Tagebuch einer Seefahrt ist mehr als eine Zeitkritik. Mit dichterischer Kraft berührt Holthusen mit diesem ersten Roman auch unser Innerstes.


H. E. Holthusen

Seit Thomas Manns früher Meisternovelle „Der Tod in Venedig" ist das Thema des alternden Mannes in der Literatur nicht mehr mit solcher Eindringlichkeit gestaltet worden wie in Walter Rillas neuem Roman *Ohnmacht des Herzens* (400 Seiten, DM 16.80, Kindler Verlag). Während in seinem Erstlingsbuch „Saat der Zeit" ein Frauenschicksal geschildert wird, steht diesmal die Gestalt eines Mannes im Mittelpunkt. Sein bis dahin stilles Forscherleben, ausgefüllt von der Jagd nach dem unenthüllbaren Antlitz antiker Schönheit, erfährt durch eine Sechzehnjährige, das Mädchen Bronwen, eine unerwartete Wandlung. Dieses Geschöpf übertrifft seine Träume auf eine solch bestürzende Weise, daß er vor so viel Vollkommenheit bis ins Mark erschrickt, unfähig, im Beben seines Herzens nach dem greifen zu können, was das Schicksal ihm darzubieten scheint. So flieht er in die qualvoll-köstliche Distanz unvergeßlicher Unterrichtsstunden und Spaziergänge zu zweit. Zu guter Letzt glaubt er, sich selbst überlisten zu können, indem er überstürzt statt der Tochter die Mutter heiratet, die freilich ihr Kind beschützen möchte vor der unheimlichen Drohung des entfesselten Eros. Desto glühender weiß sie den Professor in ihr betäubendes Netz ehelicher Freuden zu verstricken, sich selbst verzehrend bis zum frühen Erlöschen. Abermals ist er frei, abermals versagt er sich und überläßt, ein Opfer seiner Verzagtheit, Bronwen seinem liebsten Freund; jenem ist körperlich versagt, was ihm selbst die unüberwindliche Ohnmacht seines Herzens nicht gestattet. Die goldäugige Bronwen sinkt schließlich dem Diener, Sekretär und Chauffeur des ungeliebten Gatten in die Arme. Jener erschlägt seinen Herrn. Bronwen versucht vergebens, die Tat auf sich zu nehmen, wird freigesprochen und tötet sich, aus langer Untersuchungshaft in das Zimmer ihrer zauberhaften Mädchen-Zwiegespräche zurückgekehrt, im Hause ihres immerdar heimlich geliebten Stiefvaters, nunmehrigen Witwers ihrer Mutter. Der Professor bleibt zurück, um sich preiszugeben, Zeugnis zu geben wider sich selbst, indem er alles erzählt. Und wie hat der Dichter das erzählt! Der Darsteller Rilla, der einst das deutsche Publikum so faszinierte wie heute das seiner Wahlheimat London, hat sich zu einem großen Wortgestalter entfaltet. Seine zuchtvolle Prosa ist voller Musik.

In vielen Ländern gleichzeitig erscheint soeben ein erregender Bildband des berühmten holländischen Photographen Ed van der Elsken: *Liebe in Saint-Germain-de-Prés* (über 200 zum Teil ganzseitige Photos, DM 18.50, Rowohlt-Verlag). Nach dem ersten flüchtigen Durchblättern meint man, Bescheid zu wissen: man kennt ja diese Typen, wenn man in Paris war; oder aus Romanen — keinen guten Romanen übrigens —; man kennt diese Schattenfiguren vom Hörensagen, von Paris-Besuchern, die sich flüsternd brüsten, ihnen richtig nahegekommen zu sein, sie erlebt zu haben: die sogenannte Bohème, die den Montmartre bevölkert; gewisse „Existentialisten", die nur zu gern den Fremden in Paris ein bißchen Laster vorspielen, sich als Bürgerschreck gefallend... Aber während man langsamer blättert, immer länger bei den einzelnen Bildern und Bilder-Folgen verweilt, wieder von vorn beginnt — merkt man, daß hier nichts gespielt wird, daß alles echt ist. Merkt man, daß man unversehens von einem ganz einzigartigen Bilderbuch gefesselt wird, das einen nicht mehr losläßt. Dies wird erzählt: in einer Welt, jenseits aller Moral und bürgerlicher Ordnung, sind Rausch und Liebe das Brot der Armen, blüht die Liebe zwischen Manuel, einem Nichtstuer, und dem geschminkten Mädchen Ann. Eine zarte Liebe, ein gnadenloses Leben in der unbarmherzigen Großstadt, inmitten einer Gemeinschaft junger Verdammter. In der Hand des meisterhaften Photographen wird die Kamera — und damit der Betrachter — in unerhört eindringlicher Weise Zeuge von kleinsten Geschehnissen, atmosphärischen Situationen, feinsten Mienenspielen und typischsten Interieurs. Im Rhythmus der Bildfolge (die kaum etwas mit Film zu tun hat) entsteht hier eine neue Art von Dichtung, die des Wortes kaum noch bedarf. Es dauert zwar eine Weile, bis man sich in die Bilder „hineinsieht", und eine weitere Weile, ehe man den Schock vor der schonungslosen Darstellung überwindet. Und doch ist dieses Buch als geglücktes Experiment ein Gewinn. Man muß dem Photographen für die ungewöhnliche Bildgeschichte danken, und dem Verlag dafür, daß er den Mut fand, sie zu drucken.


Das Mädchen Ann

Zwei Verlage — der Kreuz-Verlag, Stuttgart, im westlichen, und der Mitteldeutsche Verlag, Halle, im östlichen Teil der gespaltenen Heimat — unternahmen es gemeinsam, eine grössere Anthologie von neuer Prosa un Lyrik erscheinen zu lassen, die unte dem Titel: *Deutsche Stimmen 1956* (36 Seiten, DM 10.80) erstmals namhaft Autoren beider Deutschland in eine Band vereint. Sicher ein bemerken wertes Buch! Nicht nur, weil es m Takt, Toleranz und dem hohen Bestre ben, gültige Werte zu finden, zusan mengestellt wurde. Bemerkenswert vo allem, weil es zeigt, wie sehr in de deutschen Literatur das Gemeinsam über alles gewaltsam Trennende hinwe Gestalt gewinnen *kann*. Das Buc möchte von den in West und Ost leben den Herausgebern als Auftrag empfun den werden, „ein Gespräch zu eröffnen ein couragiertes, offenherziges, u Übereinkünfte bemühtes Gespräc innerhalb unseres Volkes". Die Laute keit dieser Absicht soll unterstellt we den. Aber bei aller Achtung vor de Unterfangen dieses Buches wie de positiven Meinung über die Beiträg der 36 Autoren darf nicht vergesse werden, daß in dieser Anthologie di letztlich entscheidenden Worte unge sprochen blieben, entscheidende Ding *ausgespart wurden*. Wohl ausgespa werden *mußten*, um das Erscheinen i Ostdeutschland überhaupt möglich z machen. Ein beklemmendes Vakuum Dabei wird uns bewußt, daß es nich denkbar ist, zwischen hüben und drübe Gespräche zu führen, in welchen etwa verschwiegen wird. Verschwiegen vie leicht nur ein einziges wichtiges Wor eins das zum Beispiel *Freiheit* heißt...

Für wenig Geld wertvolle Literatur i sorgfältiger Ausstattung zu bieten – so etwa könnte man das weitgespannt Programm einiger künstlerisch orientier ter Buchreihen umreißen, die nun scho zu einer nicht mehr wegzudenkenden Er scheinung auf dem Büchermarkt gewor den sind. Oft genug sind sie bibliophil Kostbarkeiten für den Sammler — un für den, der anderen eine Freude mache will, ein ideales Büchergeschenk. Nac Umfang steht die *Insel-Bücherei* mit übe 600 Bänden allen anderen ähnlichen Reihe voran, deren modernen Typ sie begrün det hat. Mit ihren letzten Neuerscheinun gen beweist sie, wie innerlich jung ge blieben und wie beliebt sie ist. So ha zum Beispiel das Bändchen „Li-Tai-Pe Nachdichtungen von Klabund" (Nr. 20 DM 2.30) mit der eben jetzt erschienene Neuausgabe das 90. Tausend erreich Ein respektabler Erfolg, der zugleic zeigt, daß Lyrik noch immer ein trager der Faktor in der Verlagsproduktion sei kann. Und die kongenialen Nachdichtur gen Klabunds sind es wert, im Rega des Bücherfreundes zu stehen. Da gleichzeitig Hokusais Holzschnitt-Ansich ten des Fudschijama (Nr. 520, 36 Bildtafeln DM 2.50, in sachkundiger, von japani schen Händen betreuter Auswahl) e schienen, ist kein Zeichen der Einseitig keit, sondern Beweis einer Weltoffen heit, die für die Insel-Bücherei von jehe kennzeichnend war. Ihr Programm is aber nicht nur den Bildenden Künste zugewandt. Gegenwartsliteratur bringer die beiden Bändchen „Scheckige Mu stangs" von William Faulkner (Nr. 623 übertragen von Kurt Alboldt, DM 2.30 und „Fahrt der Europa" von Massim Bontempelli (Nr. 627, Novelle, übertra gen von Bettina Seipp, DM 2.30). Führ Faulkner in die Südstaaten der USA, au ihre Farmen und zu ihren Pferdekoppeln um von einem seltsamen Pferdehande zu erzählen, so gibt der Italiener Bontem pelli der in Kunst und Dichtung oft be handelten Sage von der schönen Europa die Zeus in Gestalt eines Stieres ent führte, eine neue, kühne Wendung: e verbindet ihr Schicksal mit dem My thos des Vogels Phönix, der alle 50 Jahre nach Heliopoli kommt, sich im selbst gebauten Nest ver brennt, um dann au der Asche neu aufzu steigen. Ein seltsame Kontrast: hier de Phönix als Symbol de Unsterblichkeit, dor der Gott der Grie chen, dessen Göttlich keit in der Begegnun mit der begehrter


Inselbändchen: Hokusai



WEINBRENNEREI GEBR. BOTH GMBH. & CO. K.G. AHRWEILER (RHEINLAND)

NSU HEILBRONN NSU LIZENZ FIAT

»sportlich - elegant«
die neue Note des Neckar

Einige von vielen Verbesserungen:
- hochelegante Kühlerfront mit Nebelscheinwerfer
- stilvoll gestaltetes Armaturenbrett
- Verwandlungsmöglichkeit zum Kombiwagen durch einfaches Herunterklappen der hinteren Sitzbank
- auf 37 PS verstärkter 1100 ccm-Motor, Normalverbrauch knapp 8 Liter Spitzengeschwindigkeit ca. 125 km/h

Neckar

4 TÜREN

HN-C 379

NSU AUTOMOBIL-AKTIENGESELLSCHAFT · HEILBRONN

Zu neuen Büchern (Fortsetzung)

sehr sterblich wird. Genuß bereitet auch die Lektüre der „Carmina Burana" in der einfühlsamen Übersetzung Ernst Buschors (Nr. 626, Benediktbeurer Lieder, lateinisch und deutsch, DM 2.30), dem Musikfreund aus der Orffschen Bearbeitung wohlbekannt. Der glücklich in unsere Tage herübergerettete Abglanz mittelalterlichen Vaganten- und Minnelebens rührt bei uns Heutigen viele verwandte Saiten an. — Und wer sich über den diesjährigen Nobelpreisträger für Literatur informieren will, der greife zu dem schon früher erschienenen Bändchen „Platero und ich" von Juan Ramón Jiménez (Nr. 578, DM 2.30) — reizvolle, kleine Idyllen einer tiefsinnigen Erzählkunst — ein Bändchen, mit dem der Insel-Verlag seiner Zeit weit voraus war.

Unter den Buchreihen, die den Bildenden Künsten gewidmet sind, erweisen sich die *Buchheim-Bücher* immer mehr als eine führende, eigenwillige Publikation. Von der Initiative eines jungen, vitalen Verlegers getragen, der gern und mit Erfolg auf Entdeckungen ausgeht, hat sie in kurzer Zeit ein markantes Profil bekommen. Von dokumentarischem Wert und bibliophilem Rang ist der Band „Palau" (Zeichnungen und Notizen aus der Südsee von Max Pechstein, 62 Seiten, DM 2.50), Eindrücke aus einer fernen Welt vermittelnd, die schon beim ersten Durchblättern zur unseren wird. Nicht weniger eindrucksvoll in der typographischen Gestaltung und im Charakter der Abbildungen leicht und beschwingt ist das Bändchen „Lob der Schönheit", das, mit einer Einleitung von Curt Seckel versehen, Zeichnungen des französischen Malers Henri Matisse bringt. Eigenartige Dokumente zur Gegenwartskunst zeigt der Band „Holzstiche" von Georges Rouault. Es ist ein frappierendes Erlebnis, hier eine Technik, die in ihrer graphischen Präzision (vor der Erfindung der Autotypie für die Buchillustration mit dem Ziel peinlich realistischer Wiedergabe aus dem Holzschnitt entwickelt) längst als veraltet galt, nun modern angewandt zu sehen. Eine graphische Rarität ersten Ranges. — An die Quelle der Moderne führt das Bändchen „Toulouse-Lautrec" mit 33 Bildern und Zeichnungen, sämtlich Variationen des Themas Moulin Rouge. Auch dies ist Dokumentation: den Künstler so konzentriert in seiner Thematik zu zeigen und zu enthüllen. Ganz anders wieder der Band „Blumen und Vögel" (als Farbband DM 3.60), chinesische Farbholzschnitte. Er zeigt die Kunst eines künstlerisch so traditionsgebundenen China in einem Stadium des Umbruchs, dem europäische Einflüsse zugrunde liegen mögen: Farben, die nun aus jener gebändigten formalen Strenge entlassen sind, die noch vor fünfzig Jahren die Technik des chinesischen und japanischen Farbholzschnitts bestimmt hat.

Neben der Insel-Bücherei hat sich die *Piper-Bücherei* einen verdienten Platz gesichert. Sie erreichte in diesem Jahr die Zahl von 100 Bänden, die durch hervorragende typographische Gestaltung und (angesichts des niedrigen Preises) kostbare Ausstattung ausgezeichnet sind. Der Jubiläumsband ist den Wandmalereien von Pompeji gewidmet (Einführung von Professor Karl Schefold, 19 farbige Bildtafeln, DM 3.50). Geist und Empfindung der griechischen Malerei, die das Vorbild der Meister von Pompeji war, werden hier lebendig, die sorgfältige Ausdeutung begründet ein neues Verhältnis zu dieser großartigen Erscheinung der antiken Kunst. Einen interessanten Vergleich vorzeitlicher Kunst mit dieser Epoche ermöglicht der 95. Band: „Eiszeitmalerei" (Einführung von Herbert Kühn, 20 Farbtafeln, DM 3.50). Hervorragende Reproduktionen bringen die wichtigsten Zeugnisse der Höhlenmalerei von Altamira, Niaux, Lascaux und Loubez, die anthropologisch wie künstlerisch gleichermaßen bedeutsam sind. Die moderne Kunst ist in zwei Neuerscheinungen der Piper-Bücherei glänzend vertreten: Band 101 bringt, eingeführt von Kurt Moldovan, „Arabische Nächte" — Farbtafeln und Schwarzweiß-Zeichnungen Marc Chagalls. Unter den Modernen ist einer der fabulierfreudigsten Chagall mit „1001 Nacht" in eine ihm wesensverwandte Welt eingetreten. Der Zauber der orientalischen Erzählung verwandelt sich in ein poesievolles, farbenfreudiges Kaleidoskop des Staunens und der Wunder. Band 102 bringt unter dem Titel „Katakomben" (40 Bildtafeln, DM 2.50) Zeichnungen des Bildhauers Henri Moore, die geeignet sein dürften, den Weg zum Verständnis für das plastische Werk dieses Künstlers zu ebnen. Moore ist auch als Zeichner von visionärer Kraft immer darauf aus, Menschen und Dinge in ihrer Substanz, in ihrer Struktur, die aber niemals peinlich bloßgelegt wird, sichtbar zu machen. — Den Freunden des verstorbenen Dichters Ernst Penzoldt bereitet die Piper-Bücherei mit dem Bändchen „Was der Welt ich abgeguckt" (Nr. 99, 40 Bildtafeln, Vorwort von Günther Böhmer, DM 2.50) eine besondere Überraschung: es enthüllt Penzoldts Zeichnerpseudonym „Fritz Fliege" und zeigt den Dichter der „Powenzbande" als ebenso impulsiven wie treffsicheren graphischen Gestalter eines alle Kreaturen und Dinge umfassenden Lebensgefühls.

Ernst Penzoldt



Aus dem Kunstwerk-Kalender

Der künstlerische Wandkalender, ein freundlicher Begleiter durch den Alltag des Jahres und „Privatgalerie" zugleich, hat in den letzten Jahren immer mehr Freunde gefunden. Diese Entwicklung hat ein vielfaches Angebot hervorgerufen. Die Titel, die wir nachfolgend vorstellen, sind bei weitem nicht vollständig. Aber jeder dieser Kalender kann vor dem Kunstfreund bestehen und wird ihm Gewinn sein. Die Gesichtspunkte der Auswahl sind mannigfaltig, die Wege der Gestaltung verschieden. Eine klare Lösung stellt der nun schon im 12. Jahrgang erscheinende „Hyperion Kunstkalender für 1957" (mit 53 Bildtafeln, DM 5.80, Kurt Desch Verlag) dar: er beschränkt sich auf die Wiedergabe graphischer Blätter alter und moderner Meister. Die Reproduktionen sind durchwegs von einer hervorragenden Originaltreue mit dem graphischen Reiz des Untergrundes wiedergegeben. Jeder Woche ist ein Blatt gewidmet. Das Kalendarium ist durch Angaben zu den Zeichnungen, durch Gedenktage und durch eine überaus geglückte Auswahl von Gedichten ergänzt. Eine virtuose redaktionelle Leistung von Dr. Anni Wagner. — Die Stelle der Graphik nimmt beim „Phaidon Kunstkalender 1957" die Malerei ein, die hier mit 27 farbigen Gemäldewiedergaben in großem Format und von ausgezeichneter Qualität vertreten ist (DM 5.80). Auch hier ist die Auswahl nicht auf bestimmte Epochen beschränkt. Sie reicht von frühen Meistern wie Fra Angelico und Botticelli bis

LITERARISCHE NOTIZEN: Die ro-ro-ro-Bände haben mit dem 200. Band (Thomas Wolfe) einschließlich der Rowohlt-Enzyklopädie eine Gesamtauflage von über 20 Millionen erreicht. Zum Jubiläum erscheint ein Heft, das unter dem Titel „Was sie schreiben, wie sie aussehen" (DM 0.50) die Autoren der 200 ro-ro-ro-Bände vorstellt. ★ Im Kurt Desch Verlag erscheint jetzt nach jahrelangen Vorbereitungen die erste Gesamtausgabe der Werke Ernst Wiecherts. Sie wird 10 Bände mit insgesamt 8000 Seiten umfassen und auch einige unveröffentlichte frühe Romane, die der Dichter für Einzelausgaben gesperrt hatte, enthalten. Mit der Auslieferung des ersten Bandes ist im März 1957 zu rechnen. ★ Gegenwärtig wird in Madrid eine österreichische Buchausstellung gezeigt. Mit 1800 Bänden gibt sie einen repräsentativen Querschnitt durch das österreichische Verlagsschaffen. ★ Seit 1949 arbeitet, mit Unterstützung der UNESCO, eine Expertengruppe an einer Reihe von Kunstbänden, die unter dem Titel „Corpus vitrearum" die bedeutendsten Glasfenster aller Länder veröffentlichen will. Der erste Band



Aus dem Bruckmann-Kalender

zu Cézanne und Renoir, wobei auch die Kunst des Ostens mit Werken aus Indien und China nicht fehlt. Dieser Kalender verzichtet auf textliches Beiwerk, allein die künstlerische Darstellung betonend. — Der traditionelle „Bruckmann-Kunstkalender" (herausgegeben von Juliane Roh, 53 Wochenbilder, davon 18 vierfarbig, DM 6.80) umfaßt Malerei, Graphik und Plastik von der Antike bis zur Gegenwart in bekannt guten Wiedergaben. Eine Bereicherung bieten hier Gedichte und eine Auswahl von Gedanken zum künstlerischen Schaffen und Betrachten. — Zu den Kunstkalendern, die alle Gebiete der Bildenden Kunst umfassen, zählt auch „Pipers Kunstkalender 1957" (53 Bildtafeln, davon 3 Farbtafeln, DM 5.80). Auch er bringt die Kunst aller Völker und Zeiten; die Wiedergaben plastischer Kunstwerke sind photographische Meisterleistungen. — In der Gestaltung ähnlich ist „Spemanns Kunstkalender 1957" (53 Wochenbilder, DM 4.80, Franckh'sche Verlagshandlung), während sich der „Buchheim Kalender moderner Kunst" (25 Tafeln, davon 13 Farbtafeln, DM 5.80) auf unser Jahrhundert beschränkt. Selbst der Kunstfreund, der neuen Stilen noch zurückhaltend gegenübersteht, wird sich von diesem Kalender angesprochen fühlen, denn die Auswahl, die Namen wie Kokoschka, Kandinsky, Jawlensky, Klee, Braque und Matisse umfaßt, läßt alles Fragwürdige beiseite und zieht eine Qualitätsgrenze, die von strengsten Maßstäben bestimmt ist. Der modernen Kunst zugewandt ist auch der „Kunstwerk Kalender 1957" (12 Farbtafeln, DM 6.50, Woldemar Klein Verlag). Auch er hält strenge Auswahl, vermeidet das allzu Umstrittene und wirkt, wie der Buchheim Kalender, erzieherisch auf Freunde und Gegner moderner Kunst. Zum Schluß sei noch der „Hatje Kunstkalender 1957" (24 Farbtafeln, DM 5.80) genannt, der wieder alte und moderne Kunst in lebendigem Wechsel der ausgezeichneten Wiedergaben vereint.

Auch der interessierte Beobachter des literarischen Lebens hat seinen Jahresweiser. Der Literatur-Kalender „Spektrum, des Geistes" (160 Seiten, mit 65 Autorenbildern und 12 Gedichthandschriften, DM 4.80, Verlag Langewiesche-Brandt) hat sich in nun schon sechs Jahrgängen als verläßliches Vademecum bewährt. Als Querschnitt durch das literarische Leben der Gegenwart bietet dieser Kalender ein Kapitel Geistesgeschichte. Aus dem Kalendarium entwikkelt sich ein Reigen der großen Federn, die unserer Zeit etwas zu sagen haben. Ausdrucksstarke Porträts, knappe Biographien, charakteristische Zitate aus dem Schaffen der erwähnten Autoren ergänzen einander. Ein Register macht das handliche Buch zum Nachschlagewerk. Nicht weniger anspruchsvoll und geschmackvoll präsentiert sich der „Musica-Kalender 1957" (herausgegeben von Karl Vötterl, 27 z. T. farbige Bilder, DM 4.80, Bärenreiter Verlag). Er bringt malerische Kunstwerke, die dem musikalischen Schaffen gewidmet sind. Die Auswahl der Bilder erstreckt sich nicht allein auf das übliche Reservoir an alten niederländischen, italienischen und französischen Vorlagen, sondern berücksichtigt auch zeitgenössische Darstellungen, die kaum bekannt sind. Gut ausgewogen im Wechsel der einzelnen Wochenblätter, bestechen die Drucke durch Qualität; sympathisch knapp und sachlich sind die Bilderläuterungen (in Deutsch und Englisch).

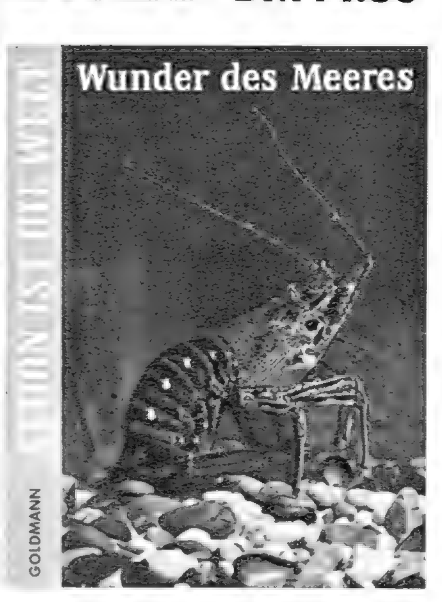
(Schweizerische Glasfenster des 12. bis 14. Jahrhunderts) ist nun im Verlag Birkhäuser, Basel, erschienen. ★ Der Siebenberg-Verlag in Frankenau (Kassel) feiert sein 20jähriges Jubiläum. 1936 von dem Orient-Experten Walter Exner in Peking begründet, konnte er eine bedeutende Asien-Bücherei und eine große ostasiatische Kunstsammlung zusammenbringen. ★ In der ersten Versammlung der Gesellschaft zur Verwertung literarischer Urheberrechte (GELU) wurde Hans J. Rehfisch zum Vorsitzenden des Aufsichtsrates gewählt.

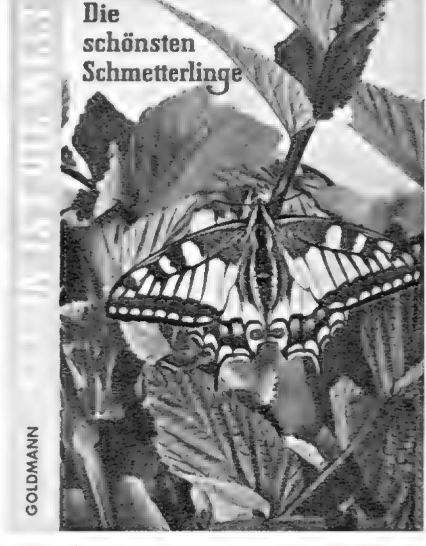
Zu Weihnachten neue Goldmann-Bücher

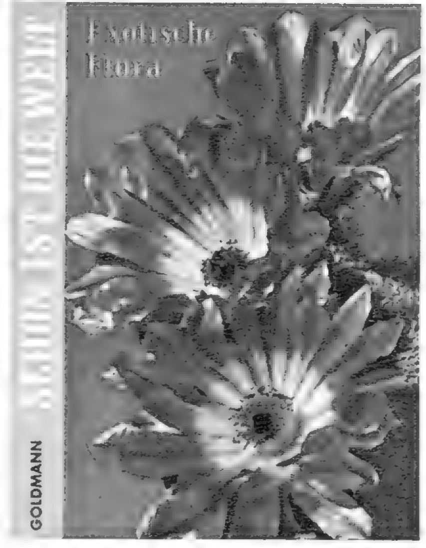
In jeder Buchhandlung zu haben!

»SCHÖN IST DIE WELT« - Eine Buchreihe, die erfreuen will

Mit diesen prächtigen Büchern wird es jedermann möglich gemacht, die schönsten und seltensten Erscheinungsformen der Tier- und Pflanzenwelt zu betrachten. Alle Farbtafeln in 6farbigem Offsetdruck, lackiert. Halbleinen mit farbigem, cellophaniertem Schutzumschlag. Jeder Band kostet nur DM 14.80







Exotische Flora

49 farbige und 103 einfarbige Abbildungen mit Texten und Einführung von Fr. Schnack. Umfang 104 Seiten im Format 21 x 27 cm. DM **14.80**

Nicht nur die schönsten, sondern wirklich seltene und außerordentliche Pflanzen sind hier vertreten: Berg-, Sumpf- und Wasserpflanzen, Palmen, Orchideen, Kakteen, Waldgewächse und Saftpflanzen.

Wunder des Meeres

38 farbige und 103 einfarbige Abbildungen mit Texten und Einführung von J. Forest. Umfang 104 Seiten im Format 21 x 27 cm. DM **14.80**

Schöne und seltene Fische, Seeigel, Seesterne, Korallen, Muscheln, Schnecken, Krebse, Schwämme und manches andere werden gezeigt. Dieser Band läßt die Tierwelt des Meeres sehen wie in einem großen Aquarium.

Die schönsten Schmetterlinge

83 farbige und 51 einfarbige Abbildungen mit Texten und Einführung von Ch. Ferdinand. Umfang 100 Seiten im Format 21 x 27 cm. DM **14.80**

Prachtvolle Falter aus Europa, aus Nord- und Südamerika, aus Afrika, aus dem fernen Osten und von der Inselwelt des Stillen Ozeans läßt uns dieser Band bewundern. Der Lebenslauf der Schmetterlinge wird gezeigt.



Warner Muensterberger

Primitive Kunst

aus West- und Mittelafrika, Indonesien, Polynesien und Nordwest-Amerika.

Format 25 x 34,5 cm. 136 Abbildungen in meisterhaftem einfarbigem Tiefdruck, 2 Farbtafeln, 2 Kartenskizzen und 48 Seiten Text. In Leinen DM **45.—**

Dieser Bildband zeigt besonders schöne Aufnahmen der Eingeborenenkunst. Viele Stücke werden hier zum erstenmal veröffentlicht.



Friedrich Herzfeld

Wilhelm Furtwängler

240 Seiten Großoktav mit 34 Bildern. In Leinen DM **12.50**

In diesem schön ausgestatteten und bebilderten Buch wird das Leben und Schaffen Furtwänglers aus jahrelanger naher Bekanntschaft geschildert und sein musikalisches Weltbild analysiert. Alles in allem eine Biographie, die den Verehrern Wilhelm Furtwänglers eine große Freude sein wird.



Die Galerie Pitti in Florenz

30 ganzseitige Farbtafeln und 133 einfarbige Abbildungen. Texte von A. M. Fr. Ciaranfi, Leiterin der Galerie. 164 Seiten im Format 21 x 27 cm. In Leinen DM **38.—**

Die Farbtafeln sind zum größten Teil Ausschnitte aus Gemälden, die auf der gegenüberstehenden Seite als Ganzes einfarbig wiedergegeben sind. Jeden Kunstfreund wird dieser Band begeistern.



Setz dich über alles weg

Ehejahre — heiter ertragen von Mary Bard

Umfang 256 Seiten Oktav. In Pastelleinen gebunden DM **9.80**

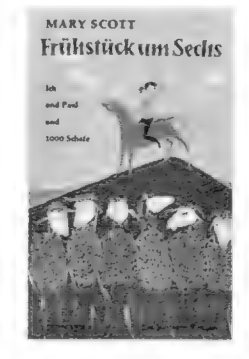
Dies ist ein vergnüglicher Bericht über die Ehe der Verfasserin mit einem Arzt. Sie schreibt frei von der Leber weg. Ein munteres Buch, temperamentvoll und mit bezauberndem Charme, für jede Frau. Es läßt uns vieles im grauen Alltag leichter ertragen und sagen: Setz dich über alles weg!



Die Galerie Accademia in Venedig

30 ganzseitige Farbtafeln und 172 einfarbige Abbildungen. Texte von Francesco Valcanover, Inspektor der Galerie. Umfang 164 Seiten im Format 21 x 27 cm. In Leinen DM **38.—**

Die Galerie Accademia ist eine Sammelstätte venezianischer Malerei. Hervorragende Bildwiedergaben, ein prächtiges Kunstbuch.



Frühstück um Sechs

Ich und Paul und 1000 Schafe. Ein heiterer Roman aus Neuseeland von Mary Scott

Umfang 256 Seiten Oktav. In Pastelleinen gebunden DM **9.80**

Wenige Bücher sind so erfrischend, so angefüllt mit Situationskomik wie dieses. Es strahlt Heiterkeit und Glück aus. Sie werden ihre Freude daran haben. Es ist der erlebte Roman der Verfasserin und besonders für Frauen bestimmt.

WILHELM GOLDMANN VERLAG MÜNCHEN 8 Postfach 161

GRATIS ➜



Bitte schreiben Sie eine Postkarte oder senden Sie den Kupon

An den Wilhelm Goldmann Verlag, München 8, Postfach 161
Senden Sie mir kostenlos den illustrierten Gesamtkatalog

Name ______ Beruf ______

Ort ______ Straße ______



SCHENKT

MIT

LIEBE



MEIN STRUMPF

in der festlichen





Geschenkpackung

mit der

Glückwunschkarte





Und es begal

Inwendige Geschichten von Ka

WORÜBER DAS CHRISTKIND LÄCHELN MUSSTE

Als Josef mit Maria von Nazareth her unterwegs war, um in Bethleher anzugeben, daß er von David abstamme, was die Obrigkeit so gut wie unsereins hätte wissen können, weil es ja längst geschrieben stand, — um jene Zeit also kam der Engel Gabriel heimlich noch einmal vom Himme herab, um im Stalle nach dem Rechten zu sehen. Es war ja sogar für einen Erzengel in seiner Erleuchtung schwer zu begreifen, warum es nun der allererbärmlichste Stall sein mußte, in dem der Herr zur Welt kommen sollte, und seine Wiege nichts weiter als eine Futterkrippe. Aber Gabriel wollte wenigstens noch den Winden gebieten, daß sie nicht gar zu grob durch die Ritzen pfiffen, und die Wolken am Himmel sollten nicht gleich wieder in Rührung zerfließen und das Kind mit ihren Tränen überschütten und was das Licht in der Laterne betraf, so mußte man ihm noch einmal einschärfen, nur bescheiden zu leuchten und nicht etwa zu blenden und zu glänzen wie der Weihnachtsstern.

Der Erzengel stöberte auch alles kleine Getier aus dem Stall, die Ameisen und Spinnen und die Mäuse, es war nicht auszudenken, was geschehen konnte, wenn sich die Mutter Maria vielleicht vorzeitig über eine Maus entsetzte! Nur Esel und Ochs durften bleiben, der Esel, weil man ihn später ohnehin für die Flucht nach Ägypten zur Hand haben mußte, und der Ochs, weil er so riesengroß und so faul war, daß ihn alle Heerscharen des Himmels nicht hätten von der Stelle bringen können.

Zuletzt verteilte Gabriel noch eine Schar Engelchen im Stall herum auf den Dachsparren, es waren solche von der kleinen Art, die fast nur aus Kopf und Flügeln bestehen. Sie sollten ja auch bloß stillsitzen und achthaben und sogleich Bescheid geben, wenn dem Kinde in seiner nackten Armut etwas Böses drohte. Noch ein Blick in die Runde, dann hob der Mächtige seine Schwingen und rauschte davon.

Gut so. Aber nicht ganz gut, denn es saß noch ein Floh auf dem Boden der Krippe in der Streu und schlief. Dieses winzige Scheusal war dem Engel Gabriel entgangen, versteht sich, wann hatte auch ein Erzengel je mit Flöhen zu tun!

Als nun das Wunder geschehen war, und das Kind lag leibhaftig auf dem Stroh, so voller Liebreiz und so rührend arm, da hielten es die Engel unterm Dach nicht mehr aus vor Entzücken, sie umschwirrten die Krippe wie ein Flug Tauben. Etliche fächelten dem Knaben balsamische Düfte zu, und die anderen zupften und zogen das Stroh zurecht, damit ihn ja kein Hälmchen drücken oder zwicken möchte.

Bei diesem Geraschel erwachte aber der Floh in der Streu. Es wurde ihm gleich himmelangst, weil er dachte, es sei jemand hinter ihm her, wie gewöhnlich. Er fuhr in der Krippe herum und versuchte alle seine Künste, und schließlich, in der äußersten Not, schlüpfte er dem göttlichen Kinde ins Ohr.

„Vergib mir!" flüsterte der atemlose Floh, „aber ich kann nicht anders, sie bringen mich um, wenn sie mich erwischen. Ich verschwinde gleich wieder, göttliche Gnaden, laß mich nur sehen, wie!"

Er äugte also umher, und hatte auch gleich seinen Plan. „Höre zu", sagte er, „wenn ich alle Kraft zusammennehme, und wenn du stillhältst, dann könnte ich vielleicht die Glatze des heiligen Josef erreichen, und von dort weg kriege ich das Fensterkreuz und die Tür . . ."

„Spring nur!" sagte das Jesuskind unhörbar, „ich halte stille!"

Und da sprang der Floh. Aber es ließ sich nicht vermeiden, daß er das Kind ein wenig kitzelte, als er sich zurechtrückte und die Beine unter den Bauch zog.

In diesem Augenblick rüttelte die Mutter Gottes ihren Gemahl aus dem Schlaf.

„Ach, sieh doch!" sagte Maria selig, „es lächelt schon!"

WOZU DIE LIEBE DEN HIRTENKNABEN VERANLASSTE

In jener Nacht, als den Hirten der schöne Stern am Himmel erschienen war – und sie machten sich alle auf den Weg, den ihnen der Engel gewiesen hatte – da gab es auch einen Buben darunter, der noch so klein und dabei so arm war, daß ihn die anderen gar nicht mitnehmen wollten, weil er ja ohnehin nichts besaß, was er dem Gotteskind hätte schenken können.

Das wollte nun der Knirps nicht gelten lassen. Er wagte sich heimlich ganz allein auf den weiten Weg und kam auch richtig in Bethlehem an. Aber da waren die anderen schon wieder heimgegangen, und alles schlief im Stall. Der hl. Josef schlief, die Mutter Maria und die Engel unter dem Dach schliefen auch, und der Ochs und der Esel, und nur das Jesuskind schlief nicht. Es lag ganz still auf seiner Strohschütte, ein bißchen traurig vielleicht in seiner Verlassenheit, aber ohne Geschrei und Gezappel, denn es war ja ein besonders braves Kind, wie sich denken läßt.

Und nun schaute das Kind den Buben an, wie er da vor der Krippe stand und nichts in Händen hatte, kein Stückchen Käse und kein Flöckchen Wolle, rein gar nichts. Und der Knirps schaute wiederum das Christkind an, wie es daliegen mußte und nichts gegen die Langeweile hatte, keine Schelle und keinen Garnknäuel, rein gar nichts.

Da tat dem Hirtenbuben das Himmelskind in der Seele leid. Er nahm das

sich . . .

Heinrich Waggerl

winzig kleine Fäustchen in seine Hand und bog ihm den Daumen heraus und steckte ihn dem Christkind in den Mund.

Und von nun an brauchte das Jesuskind nie mehr traurig zu sein, denn der arme, kleine Knirps hatte ihm das Köstlichste geschenkt, was einem Wickelkind beschert werden kann: den eigenen Daumen.

WIE DER KRANKE VOGEL GEHEILT WURDE

Anfangs kam nur geringes Volk aus der Stadt heraus zum Stall, sogar etliches Gesindel darunter, wie es sich immer einfindet, wenn viele Menschen zusammenlaufen, aber vor allem auch Arme und Kranke, die Blinden und die Aussätzigen. Sie knieten vor dem Knaben und verneigten sich und baten inbrünstig, daß er sie heilen möchte. Vielen wurde auch wirklich geholfen, nicht durch Wundermacht, wie sie in ihrer Einfalt meinten, sondern durch die Kraft ihres Glaubens.

Lange Zeit stand auch ein kleines Mädchen unter dem Leutehaufen vor der Tür und konnte sich nicht durchzwängen. Die Mutter Maria rief es endlich an. „Komm herein!" sagte sie. „Was hast du da in deiner Schürze?"

Das Mädchen nahm die Zipfel auseinander, und da hockte nun ein Vogel in dem Tuch, verschreckt und zerzaust, ein ganz kleiner Vogel.

„Schau ihn an", sagte das Mädchen zum Christkind, „ich habe ihn den Buben weggenommen, und dann wollte ihn auch noch die Katze fressen. Kannst du ihn nicht wieder gesund machen? Wenn ich dir meine Puppe dafür gebe?"

Ach, die Puppe! Es war ja trotzdem eine arg schwierige Sache. Auch der heilige Josef kratzte sich den kahlen Schädel, sonst ein umsichtiger Mann, und die Bresthaften in ihrem Elend standen rundherum, und alle starrten auf den halbtoten Vogel in der Schürze. Hatte etwa auch er eine gläubige Seele?

Das wohl kaum. Aber seht, das Himmelskind wußte selber noch nicht so genau Bescheid, und deshalb blickte es einmal schnell nach oben, wo die kleinen Engel im Gebälk saßen. Die flogen auch gleich herab, um zu helfen, Vögel waren ja ihre liebsten Gefährten unter dem Himmel. Nun glätteten sie dem Kranken das Gefieder und säuberten ihn, sie renkten den einen Flügel sorgsam ein und stellten ihm auch den Schwanz wieder auf, denn was ist ein Vogel ohne Schwanz, ein jämmerliches Ding!

Von all dem merkten die Leute natürlich nichts, sie sahen nur, wie sich die Federn des Vogels allmählich legten, wie er den Schnabel aufriß und ein bißchen zu zwitschern versuchte. Und plötzlich hob er auch schon die Flügel, mit einem seligen Schrei schwang er sich über die Köpfe weg ins Blaue.

Da staunte die Menge und lobte

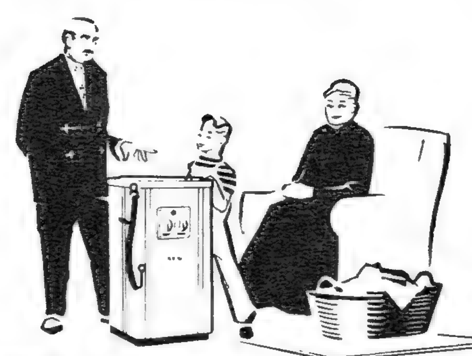
W 03566 A

HENKELL TROCKEN





Ein Sekt für festliche Stunden!



Ein schöner Lebensabend

ist der Wunsch vieler Ehepaare, die von der „Silbernen" auf die „Goldene" zusteuern. Aber leider bleibt die Frau oft noch bis ins hohe Alter in ihren häuslichen Pflichtenkreis eingespannt. Deshalb sollte um so mehr daran gedacht werden, ihr wenigstens am Feierabend des Lebens – wenn mit dem Flüggewerden der Kinder auch der Familien-Etat sich langsam erholt – die Arbeit im Haushalt zu erleichtern.

Aus Bescheidenheit und jahrzehntelanger Gewöhnung an das „Alte und Bewährte" winken manche Hausfrauen ab, wenn von neuzeitlicher Haushaltstechnik die Rede ist. Sie glauben vielfach, eine solche Umstellung lohne sich für sie nicht mehr, und vergessen dabei, daß die Menschen dank den Fortschritten in der Medizin heute viel älter werden als früher. Jede Hausfrau sollte darum diesen verlängerten Lebensabend recht genießen und in den Ruhejahren wirklich zur Ruhe kommen.

Wie vordem zu Köln die Heinzelmännchen, so nehmen ihr heutzutage die guten Geister der Elektrizität, die AEG-Helfer im Haushalt, viel mühsame und zeitraubende Arbeit ab. Es sind leistungsstarke Geräte, ihre Bedienung ist spielend einfach, und durch automatische Vorrichtungen denken sie sogar bei der Arbeit mit, eine gerade für die ältere Hausfrau fühlbare Entlastung. Ob große Wohnung, ob gemütliches „Altenteil" – die AEG-Helfer schaffen jedes Pensum an Hausarbeit.

Vier dieser Helfer sind gleichsam die „großen Vier" des modernen Haushalts: AEG-Elektroherd, AEG-Kühlschrank, AEG-Heißwassergerät und AEG-Waschmaschine. Hinzu kommt die große Schar der kleineren AEG-Haushaltsgeräte, die viel anstrengende Handarbeit abnehmen und das Leben angenehmer gestalten.



Im Haushalt mit der Zeit gehen, heißt viel Zeit gewinnen; auch für den Lebensabend, wenn jede Stunde kostbar ist.



DIE VIER GRUNDLAGEN MODERNEN LEBENS

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

7550

Gott um dieses Wunders willen. Nur das kleine Mädchen stand noch immer da und hielt die Zipfel seiner Schürze offen. Es war aber nichts mehr darin außer einem golden glänzenden Federchen. Und das mußte nicht eine Vogelfeder sein, das konnte auch einer von den Engeln im Eifer verloren haben.

WARUM DER SCHWARZE KÖNIG MELCHIOR SO FROH WURDE

Allmählich verbreitete sich das Gerücht von dem wunderbaren Kinde mit dem Schein ums Haupt und drang bis in die fernsten Länder. Dort lebten drei Könige als Nachbarn, die seltsamerweise Kaspar, Melchior und Balthasar hießen, wie heutzutage ein Roßknecht oder ein Hausierer. Sie waren aber trotzdem echte Könige, und was noch merkwürdiger ist, auch weise Männer. Nach dem Zeugnis der Schrift verstanden sie den Gang der Gestirne vom Himmel abzulesen, und das ist eine schwierige Kunst, wie jeder weiß, der einmal versucht hat, hinter einem Stern herzulaufen.

Diese drei also taten sich zusammen, sie rüsteten ein prächtiges Gefolge aus, und dann reisten sie eilig mit Kamelen und Elefanten gegen Abend. Tagsüber ruhten Menschen und Tiere unter den Felsen in der steinigen Wüste, und auch der Stern, dem sie folgten, der Komet, wartete geduldig am Himmel und schwitzte nicht wenig in der Sonnenglut, bis es endlich wieder dunkel wurde. Dann wandelte er von neuem vor dem Zuge her und leuchtete feierlich und zeigte den Weg.

Auf diese Art ging die Reise gut voran, aber als der Stern über Jerusalem hinaus gegen Bethlehem zog, da wollten ihm die Könige nicht mehr folgen. Sie dachten, wenn da ein Fürstenkind zu besuchen sei, dann müsse es doch wohl in einer Burg liegen und nicht in einem armseligen Dorf. Der Stern geriet sozusagen in Weißglut vor Verzweiflung, er sprang hin und her und wedelte und winkte mit dem Schweif, aber das half nichts. Die drei Weisen waren von einer solchen Gelehrtheit, daß sie längst nicht mehr verstehen konnten, was jedem Hausverstand einging.

Indessen kam auch der Morgen herauf, und der Stern verblich. Er setzte sich traurig in die Krone eines Baumes neben dem Stall, und jedermann, der vorüberging, hielt ihn für nichts weiter als eine vergessene Zitrone im Geäst. Erst in der Nacht kletterte er heraus und schwang sich über das Dach.

Die Könige sahen ihn beglückt, Hals über Kopf kamen sie herbeigeritten. Den ganzen Tag hatten sie nach dem verheißenen Kinde gesucht und nichts gefunden, denn in der Burg zu Jerusalem saß nur ein widerwärtig fetter Bursche namens Herodes.

Nun war aber der eine von den dreien, der Melchior hieß, ein Mohr, baumlang und so tintenschwarz, daß selbst im hellen Schein des Sternes nichts von ihm zu sehen war als ein Paar Augäpfel und ein fürchterliches Gebiß. Daheim hatte man ihn zum König erhoben, weil er noch ein wenig schwärzer war als die anderen Schwarzen, aber nun merkte er zu seinem Kummer, daß man ihn hierzulande ansah, als ob er in der Haut des Teufels steckte. Schon unterwegs waren alle Kinder kreischend in den Schoß der Mütter geflüchtet, sooft er sich von seinem Kamel herabbeugte, um ihnen Zuckerzeug zu schenken, und die Weiber würden sich bekreuzigt haben, wenn sie damals schon hätten wissen können, wie sich ein Christenmensch gegen Anfechtungen schützt. Als letzter in der Reihe trat Melchior zaghaft vor das Kind und warf sich zur Erde. Ach, hätte er jetzt nur ein kleines weißes Fleckchen zu zeigen gehabt oder wenigstens sein Innerstes nach außen kehren können! Er schlug die Hände vors Gesicht, voll Bangen, ob sich auch das Gotteskind vor ihm entsetzen würde.

Weil er aber weiter kein Geschrei vernahm, wagte er ein wenig durch die Finger zu schielen, und wahrhaftig, er sah den holden Knaben lächeln und die Hände nach seinem Kraushaar ausstrecken.

Über die Maßen glücklich war der schwarze König! Nie zuvor hatte er so großartig die Augen gerollt und die Zähne gebleckt von einem Ohr zum andern. Melchior konnte nicht anders, er mußte die Füße des Kindes umfassen und alle seine Zehen küssen, wie es im Mohrenlande Brauch war.

Als er aber die Hände wieder löste, sah er das Wunder: — sie waren innen weiß geworden!

Und seither haben alle Mohren helle Handflächen, geht nur hin und seht es und grüßt sie brüderlich.

DER STÖRRISCHE ESEL UND DIE SÜSSE DISTEL

Als der heilige Josef im Traum erfuhr, daß er mit seiner Familie vor der Bosheit des Herodes fliehen müsse, in dieser bösen Stunde weckte der Engel auch den Esel im Stall.

„Steh auf!" sagte er von oben herab, „du darfst die Jungfrau Maria mit dem Herrn nach Ägypten tragen."

Dem Esel gefiel das gar nicht. Er war kein sehr frommer Esel, sondern eher ein wenig störrisch im Gemüt. „Kannst du das nicht selber besorgen?" fragte er verdrossen. „Du hast doch Flügel, und ich muß alles auf dem Buckel schleppen! Warum denn gleich nach Ägypten, so himmelweit!"

„Sicher ist sicher!" sagte der Engel, und das war einer von den Sprüchen, die selbst einem Esel einleuchten müssen.

Als er nun aus dem Stall trottete und zu sehen bekam, welch eine Fracht der hl. Josef für ihn zusammengetragen hatte, das Bettzeug für die Wöchnerin und einen Pack Windeln für das Kind, das Kistchen mit dem Gold der Könige und zwei Säcke mit Weihrauch und Myrrhe, einen Laib Käse und eine Stange Rauchfleisch von den Hirten, den Wasserschlauch, und schließlich Maria selbst mit dem Knaben, auch beide wohlgenährt, da fing er gleich wieder an, vor sich hinzumaulen. Es verstand ihn ja niemand außer dem Jesuskind.

„Immer dasselbe", sagte er, „bei solchen Bettelleuten! Mit nichts sind sie hergekommen, und schon haben sie eine Fuhre für zwei Paar Ochsen beisammen. Ich bin doch kein Heuwagen", sagte der Esel, und so sah er auch wirklich aus, als ihn Josef am Halfter nahm, es waren kaum noch die Hufe zu sehen.

Der Esel wölbte den Rücken, um die Last zurechtzuschieben, und dann wagte er einen Schritt, vorsichtig, weil er dachte, daß der Turm über ihm zusammenbrechen müsse, sobald er einen Fuß voransetzte. Aber seltsam, plötzlich fühlte er sich wunderbar leicht auf den Beinen, als ob er selber

getragen würde, er tänzelte geradezu über Stock und Stein in der Finsternis.

Nicht lange, und es ärgerte ihn auch das wieder. „Will man mir einen Spott antun?" brummte er. „Bin ich etwa nicht der einzige Esel in Bethlehem, der vier Gerstensäcke auf einmal tragen kann?"

In seinem Zorn stemmte er plötzlich die Beine in den Sand und ging keinen Schritt mehr von der Stelle.

„Wenn er mich jetzt auch noch schlägt", dachte der Esel erbittert, „dann hat er seinen ganzen Kram im Graben liegen!"

Allein, Josef schlug ihn nicht. Er griff unter das Bettzeug und suchte nach den Ohren des Esels, um ihn dazwischen zu kraulen. „Lauf noch ein wenig", sagte der heilige Josef sanft, „wir rasten bald!"

Daraufhin seufzte der Esel und setzte sich wieder in Trab. „So einer ist nun ein großer Heiliger", dachte er, „und weiß nicht einmal, wie man einen Esel antreibt!"

Mittlerweile war es Tag geworden, und die Sonne brannte heiß. Josef fand ein Gesträuch, das dürr und dornig in der Wüste stand, in seinem dürftigen Schatten wollte er Maria ruhen lassen. Er lud ab und schlug Feuer, um eine Suppe zu kochen, der Esel sah es voll Mißtrauen. Er wartete auf sein eigenes Futter, aber nur, damit er es verschmähen konnte. „Eher fresse ich meinen Schwanz", murmelte er, „als euer staubiges Heu!"

Es gab jedoch gar kein Heu, nicht einmal ein Maul voll Stroh, der heilige Josef in seiner Sorge um Weib und Kind hatte es rein vergessen. Sofort fiel den Esel ein unbändiger Hunger an. Er ließ seine Eingeweide so laut knurren, daß Josef entsetzt um sich blickte, weil er meinte, ein Löwe säße im Busch.

Inzwischen war auch die Suppe gar geworden und alle aßen davon, Maria aß, und Josef löffelte den Rest hinterher, und auch das Kind trank an der Brust seiner Mutter, und nur der Esel stand da und hatte kein einziges Hälmchen zu kauen. Es wuchs da überhaupt nichts, nur etliche Disteln im Geröll.

„Gnädiger Herr!" sagte der Esel erbost und richtete eine lange Rede an das Jesuskind, eine Eselsrede zwar, aber ausgekocht scharfsinnig und ungemein deutlich in allem, worüber die leidende Kreatur vor Gott zu klagen hat. „I-A!" schrie er am Schluß, das heißt: „so wahr ich ein Esel bin!"

Das Kind hörte alles aufmerksam an. Als der Esel fertig war, beugte es sich herab und brach einen Distelstengel, den bot es ihm an.

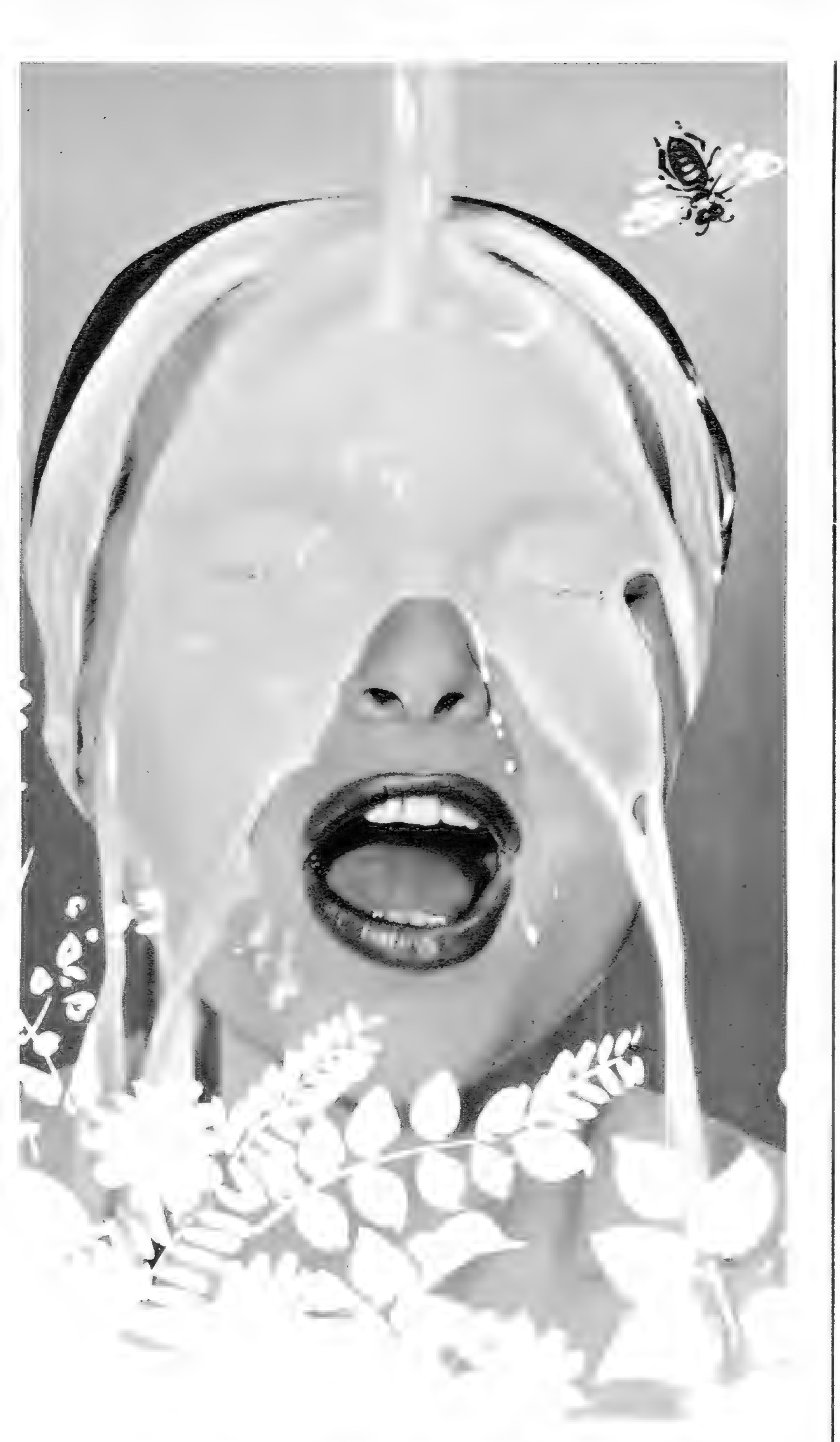
„Gut!" sagte er, bis ins Innerste beleidigt. „So fresse ich eben eine Distel! Aber in deiner Weisheit wirst du voraussehen, was dann geschieht. Die Stacheln werden mir den Bauch zerstechen, so daß ich sterben muß, und dann seht zu, wie ihr nach Ägypten kommt!"

Wütend biß er in das harte Kraut, und sogleich blieb ihm das Maul offen stehen. Denn die Distel schmeckte durchaus nicht, wie er es erwartet hatte, sondern nach süßestem Honigklee, nach würzigstem Gemüse. Niemand kann sich etwas derart Köstliches vorstellen, er wäre denn ein Esel.

Für diesmal vergaß der Graue seinen ganzen Groll. Er legte seine langen Ohren andächtig über sich zusammen, was bei einem Esel so viel bedeutet, wie wenn unsereins die Hände faltet.

Aus: „Und es begab sich" von K. H. Waggerl / Otto Müller Verlag Salzburg





Eine Sensation in der Kosmetik

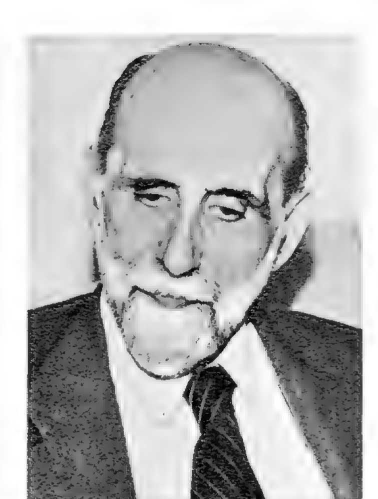
Ein Riesenerfolg in der ganzen Welt: Es ist gelungen, Geleé Royale, die geheimnisvolle Lebenssubstanz der Bienenkönigin, der Kosmetik zugänglich zu machen. Kein Wunder, daß Juvena „Honey Mask" (mit Geleé Royale) dadurch über Nacht ein berühmtes Schönheitspräparat wurde. — Während Sie mit gewöhnlichen Gesichtspackungen die Haut nur für kurze Zeit mechanisch straffen, erzielen Sie mit Juvena „Honey Mask" in 15 Minuten eine verblüffend tiefgreifende und anhaltende Wirkung. Führen Sie diese Verjüngungskur mindestens zweimal pro Woche durch. Juvena „Honey Mask" trocknet nicht ein und ist so spielend leicht aufzulegen und zu entfernen wie eine Gesichtscrème. Machen Sie den Versuch.



7 Behandlungen DM 14.—

Nur auserwählte, mit dem Juvena-Schild gekennzeichnete Fachgeschäfte verkaufen die Juvena-Präparate

PRODUITS DE BEAUTÉ JUVENA PARIS-ZURICH-ROM



JUAN RAMÓN JIMÉNEZ

Literatur-Nobelpreisträger für 1956

Platero und ich

Geschichten um einen Esel

Der spanische, heute in Amerika lebende Dichter Juan Ramón Jiménez, Empfänger des diesjährigen Nobelpreises für Literatur, wurde 1881 in Moguer in Andalusien geboren. Er ist ein führender Vertreter des lyrischen „Modernismo", dem auch Garcia Lorca huldigte. Eines der schönsten Prosawerke Ramóns sind die 1907 entstandenen Erzählungen „Platero y yo", die um das Leben eines Esels kreisen. Mit freundlicher Genehmigung des Insel-Verlages entnehmen wir der deutschen Ausgabe (Insel-Bücherei Nr. 578, übertragen von Doris Deinhard) folgende Abschnitte:

NOVEMBER

Wenn Platero in der Dämmerung vom Felde heimkehrt mit seiner Last herbstlicher Pinienzweige, verschwindet er fast unter dem weichen, matten Grün. Sein Schritt ist kurz und eng wie der des Zirkusfräuleins auf dem Seil, fein und spielerisch. Als ob er gar nicht ginge. Mit gespitzten Ohren macht er den Eindruck einer Schnecke in ihrem Haus.

Die grünen Äste, die, als sie noch Leben hatten, die Sonne, die Finken, den Wind, den Mond und die Raben beherbergten, fallen armselig auf den weißen Staub der trockenen Pfade im Zwielicht. Eine kalte malvenfarbene Süße verklärt alles. Und wie im vergangenen Jahre auch, beginnt auf dem Felde, das sich dem Dezember nähert, die sanfte Demut des beladenen Esels uns göttlich zu erscheinen.

DIE FABEL

Von klein auf, Platero, habe ich ein instinktives Grauen vor den moralisierenden Fabeln gehabt, wie vor der Kirche, der „Guardia Civil", den Toreros und der Ziehharmonika. Mir erschienen die armen Tiere, denen die Fabeldichter Dummheiten in den Mund legen, so hassenswert wie die Tiere in dem Schweigen der stinkenden Glaskästen in der Naturgeschichtsstunde. Jedes Wort, das sie sprachen, das heißt, das irgend so ein verschnupfter, krächzender gelber Herr sprach, kam mir wie ein Glasauge vor, wie der Draht in einem Flügel, oder wie der künstliche Ast, auf dem sie saßen. Später, als ich in Huelva und Sevilla gezähmte Tiere im Zirkus sah, stiegen die Fabeln, die mit den Aufgaben, den Preisen und der verlassenen Schule vergessen waren, wie ein böser Alptraum aus meiner Kindheit wieder herauf.

Als ich groß war, Platero, versöhnte mich ein Fabeldichter, Jean de la Fontaine, den du mich so oft hast nennen und zitieren hören, mit den sprechenden Tieren. Manchmal schien mir ein Vers von ihm wirklich die Stimme der Krähe, der Taube oder der Ziege zu sein. Aber niemals las ich die Moral, diesen trockenen Schwanz, diese Asche, diese Feder, die aus dem Schlusse herausfiel.

Es ist klar, Platero, daß du nicht ein Esel im gewöhnlichen Sinne des Wortes bist noch wie ihn das Wörterbuch der Spanischen Akademie definiert. Du bist einer, aber so, wie ich es weiß und verstehe: du hast deine Sprache und nicht die meine, wie ich nicht die Sprache der Rose habe und diese nicht die der Nachtigall. Du brauchst also nicht zu befürchten, wie du vielleicht bei meinen Büchern gedacht hast, daß ich dich zum schwatzhaften Helden irgendeiner kleinen Fabel machen und deine klangvollen Äußerungen zu einem Zwiegespräch mit Fuchs oder Fink mißbrauchen würde, um daraus, in Kursivschrift, die kalte und eitle Nutzanwendung der Fabel abzuleiten. Nein, Platero . . .

TAGESGRAUEN

Wenn während der langsamen frühen Morgenstunden des Winters die wachen Hähne die ersten Rosen der Morgendämmerung erblicken und sie galant begrüßen, schreit Platero lang; denn er hat genug geschlafen. Wie süß erscheint mir sein fernes Erwachen in dem himmlischen Licht, das durch die Spalten des Alkovens dringt. Auch ich wünsche mir den Tag und denke in meinem weichen Bett an die Sonne.

Und ich denke daran, was der arme Platero für ein Geschick gehabt hätte, wenn er nicht in meine Hände gefallen wäre, sondern in die eines jener Kohlenmänner, die noch in der Dunkelheit auf den hartbereiften, einsamen Wegen zu den Bergen gehen, um Pinienkerne zu stehlen, oder in die Hände der schmutzigen Zigeuner, die ihre Esel anmalen und ihnen Arsenik geben und Nadeln in die Ohren stecken, damit sie nicht umfallen.

Wieder schreit Platero. Ob er wohl weiß, daß ich an ihn denke? Was tuts? Die Erinnerung an ihn ist mir in der Sanftheit des anbrechenden Tages so angenehm wie die Dämmerung selber. Und Gott sei Dank, er hat einen Stall, der warm und weich ist wie eine Wiege und so liebevoll wie meine Gedanken.

WEIHNACHTEN

Die Kerze auf dem Felde! . . . Es ist der Nachmittag des Heiligen Abends, und eine undurchsichtige schwache Sonne erhellt kaum den rauhen Himmel ohne Wolken, der ganz grau ist statt blau, mit einem unvermittelten Gelb am westlichen Horizont. Plötzlich springt ein zischendes Knistern aus den grünen Zweigen, die zu brennen anfangen; dann, weiß wie ein Hermelin, ein dichter Rauch und endlich die Flamme, die den Rauch vertreibt; im Augenblick ist die Luft von reinen leckenden Zungen bevölkert.

Oh, die Flamme im Wind! Rosige, gelbe, lila und blaue Geister verlieren sich, man weiß nicht wo, durchbohren den geheimnisvollen niedrigen Himmel und hinterlassen in der Kälte einen Duft nach glühendem Reisig. Jetzt ist das Dezemberland warm geworden, der Winter voller Zärtlichkeit und Liebe! Heiliger Abend der Glücklichen! Der nahe Rosmarin schmilzt. Hinter der heißen Luft zittert das Land und scheint geläutert wie schillerndes, flüssiges Kristall. Die Häuslerkinder, die keine Krippe haben, kommen zu der Kerze, arm und traurig, um sich die erstarrten Hände zu wärmen, und werfen Eicheln und Kastanien ins Feuer, die mit einem Knall zerspringen.

Sie freuen sich und springen über das Feuer, das rot leuchtet in der anbrechenden Nacht, und singen:

Geh weiter, Maria,
Geh, Josef, auch Du . . .

Ich bringe ihnen Platero, damit sie mit ihm spielen können.

DIE HEILIGEN DREI KÖNIGE

Wie aufgeregt waren die Kinder heute abend, Platero! Unmöglich, sie ins Bett zu bringen. Endlich übermannte sie der Schlaf, das eine im Sessel, das andere am Boden vor dem Kamingitter, Blanca auf einem niedrigen Stuhl, Pepe auf der Fensterbank, um nur nicht die Könige zu verpassen . . .

Und jetzt, in der Tiefe des aussetzenden Lebens, spürt man ihren Schlaf lebhaft und magisch wie ein großes, volles, gesundes Herz. Vor dem Abendessen bin ich mit allen hinaufgegangen. Wie munter waren sie auf der Treppe, die ihnen sonst des Nachts so ängstlich ist! Ich habe keine Angst vor dem Glasdach, Pepe, und du? sagte Blanca, fest an meine Hände geklammert. — Wir stellten alle ihre Schuhe auf den Balkon zwischen die Citrusbäume. — Jetzt, Platero, werden wir uns alle verkleiden, auch du, mit alten Decken, Tüchern und Hüten, und so werden wir um zwölf mit Lichtern vor den Fenstern der Kinder vorbeiziehen. Mit Hörnern, Trompeten und der großen Muschel werden wir Musik machen. Du wirst mit mir vorangehen, denn ich werde der heilige Kaspar sein und einen Bart aus weißem Werg tragen, und du wirst als Schürze die kolumbianische Fahne tragen, die ich aus dem Hause meines Onkels, des Konsuls, mitgebracht habe . . . Die Kinder werden plötzlich erwachen, und die erstaunten Augen noch voller Schlaf, werden sie im Hemdchen ans Fenster eilen, zitternd und voller Staunen. Dann werden wir weiter in ihren Träumen verweilen, und am späten Morgen, wenn der blaue Himmel sie durch die Läden blendet, werden sie halb angezogen zum Balkon hinaufeilen und ihre Schätze in Besitz nehmen.

Voriges Jahr haben wir so gelacht! Du wirst schon sehen, wie wir uns heute abend amüsieren werden, Platero, du mein kleines Kamel! *ENDE*



Hoheit in der Parkstraße

Eine Erzählung von Gustav Freytag

Weihnachten war nahe, und die Frauenwelt der Parkstraße fuhr in geheimnisvoller Tätigkeit einher. Der Verkehr mit guten Bekannten wurde unterbrochen, angefangene Bücher lagen im Winkel, Theater und Konzertsaal wiesen leere Plätze, die Akkorde des Flügels und die neuen Bravourarien klangen selten in die rasselnden Wagen der Straße, innere Kämpfe wurden beschwichtigt, und böser Nachbarn ward wenig gedacht. Was eine Hausfrau oder Tochter zu leisten vermochte, das wurde auch in diesem Jahr auffällig. Vom Morgen bis zum Abend flogen kleine Finger zwischen Perlen, Wolle, Seide, Pinsel und Palette umher, der Tag wurde zu achtundvierzig Stunden ausgeweitet, selbst in den Minuten eines unruhigen Morgenschlummers arbeiteten dienstfertige Heimchen und andere unsichtbare Geister im Solde der Frauen. Je näher das Fest rückte, desto zahlreicher wurden die Geheimnisse, in jedem Schrank steckten Dinge, die niemand sehen sollte, von allen Seiten wurden Pakete in das Haus getragen, deren Berührung verpönt war. Aber während die Hausgenossen geheimnisvoll aneinander vorbeischlüpften, ist die Hausfrau stille Herrscherin in dem unsichtbaren Reich der Geschenke, Vertraute und kluge Ratgeberin aller. Sie kennt in dieser Zeit keine Ermüdung, sie denkt und sorgt für jedermann, die Welt ist ihr ein großer Schrank geworden mit zahllosen Fächern, aus denen sie unablässig herausholt, in die sie Verhülltes nach weisem Plan einstaut. Wenn am Weihnachtsabend der Flitterstern blitzt, der Wachsstock träufelt und die goldene Kugel am Christbaum schimmert, da feiert die Phantasie der Kinder ihre große Stunde, aber die Poesie der Hausfrauen und Töchter füllt schon Monate vorher die Zimmer mit fröhlichem Glanz.

Wenn man das Urteil des Herrn Hummel als gemeingültig betrachten darf, ist leider auch den Männern, welche die Ehre eines Hauses zu vertreten haben, die Begeisterung dieser Wochen nicht vollständig entwickelt. „Glauben Sie mir, Gabriel", sagte Herr Hummel an einem Dezemberabend, während er einem Jungen nachblickte, der mit Brummteufeln umging, „in dieser Zeit verliert der Mann seine Bedeutung; er ist nichts als ein Geldspind, in dem sich der Schlüsselbart vom Morgen bis zum Abend dreht. Die beste Frau wird unverschämt und phantastisch, alles Familienvertrauen schwindet, eines geht scheu an dem andern vorüber, die Hausordnung wird mit Füßen getreten, die Nachtruhe gewissenlos ruiniert; wenn gegessen werden soll, läuft die Frau auf den Markt, wenn die Lampe ausgelöscht werden soll, fängt die Tochter eine neue Stickerei an. Und ist die lange Not ausgestanden, dann soll man sich gar noch freuen über neue Schlafschuhe, welche einen Zoll zu klein sind, und bei denen man später die grobe Schusterrechnung zu bezahlen hat, und über eine Zigarrentasche von Perlen, die platt und hart ist wie eine gedörrte Flunder. Endlich zu allerletzt, nachdem man goldene Funken gespuckt hat wie eine Rakete, fordern die Frauen noch, daß man auch ihnen selbst durch eine Schenkung sein Gemüt erweist. Nun, die meinigen habe ich mir gezogen."

„Ich habe doch auch Sie selbst gesehen", wandte Gabriel ein, „mit Paket und Schachtel unter dem Arm."

„Dies ist wahr", versetzte Herr Hummel, „eine Schachtel ist unvermeidlich. Aber, Gabriel, das Denken habe ich mir abgeschafft. Denn das war das Niederträchtige bei der Geschichte. Ich gehe jedes Jahr zu derselben Putzmacherin und sage: ‚Eine Haube für Madame Hummel.' Und die Person sagt: ‚Zu dienen, Herr Hummel', und die Architektur steht reisefertig vor mir. Ich gehe ferner jedes Jahr zu demselben Kaufmann und sage: ‚Ein Kleid für meine Tochter Laura, so und so teuer, ein Taler Spielraum nach oben und unten', und das Kleid liegt preiswürdig vor mir.

Im Vertrauen, ich habe den Verdacht, daß die Frauen hinter meine Schliche gekommen sind und sich die Sachen vorher selbst aussuchen, denn es ist immer alles sehr nach ihrem Geschmack, während in früheren Jahren Widersetzlichkeit stattfand.



Gustav Freytag (nach einem Gemälde von Stauffer-Bern) wurde 1816 in Kreuzberg in Schlesien geboren. Als Gelehrter, Schriftsteller, Journalist und Reichstagsabgeordneter war er eine der interessantesten Gestalten im deutschen Geistesleben des 19. Jahrhunderts. Seine großen Romane, vor allem „Soll und Haben" (1854), werden noch heute viel gelesen. Freytag starb am 30. 4. 1895 in Wiesbaden.

Jetzt haben sie die Mühe, den Plunder auszuwählen, und am Abend müssen sie noch heucheln wie die Katzen, auseinanderfalten und anprobieren, sich erstaunt stellen und mein ausgezeichnetes Geschick loben. Das ist meine einzige Genugtuung bei dem ganzen Kindervergnügen. Aber sie ist dürftig, Gabriel."

So knarrte mißtönend die Prosa des Hausherrn, doch die Parkstraße achtete wenig darauf, und sie wird solchen Sinn immer mit gebührender Mißachtung betrachten, solange süßer ist, für andere zu sorgen als für sich selbst, und Freude zu machen seliger, als Freudiges zu empfangen.

Auch für Ilse wurde in diesem Jahr das Fest eine große Angelegenheit, sie trug wie eine Biene zusammen, und nicht nur für die Lieben in der Heimat. Denn auch in der Stadt hatten sich viele große und kleine Kinder an ihr Herz genestelt, von den fünf unmündigen Raschkes bis zu den kleinen Barfüßlern mit dem Suppentopf. Auch bei ihr wurden die Sofawinkel unheimlich für den Gatten, für Laura und den Doktor, wenn diese einmal unerwartet eintraten.

Als der Kammerherr einige Zeit vor dem Feste einen Besuch seines Prinzen bei dem neuen Rektor schicklich erachtete, fanden die Herren Ilse und Laura in eifriger Arbeit und den Salon der Frau Rektorin in eine große Marktbude verwandelt. Auf langem Tisch standen Weihnachtsbäumchen, und gefüllte Säcke lehnten ihren schweren Leib an die Tischbeine, die Frauen aber arbeiteten mit Elle und Schere, zerteilten große Wollzöpfe und wickelten Linnenstücke auseinander, wie Kaufleute. Als Ilse den Herren entgegentrat und ihre Umgebung entschuldigte, bat der Kammerherr dringend, sich nicht stören zu lassen. „Wir dürfen nur hierbleiben, wenn wir das Recht erhalten, uns nützlich zu machen." Auch der Prinz sagte:

„Ich bitte um die Erlaubnis zu helfen, wenn Sie etwas für mich zu tun haben."

„Das ist freundlich", versetzte Ilse, „denn bis zum Abend ist noch vieles zu verteilen. Erlauben Ew. Hoheit, daß ich Sie anstelle. Nehmen Sie den Sack mit Nüssen, Sie, Herr Kammerherr, haben die Güte, die Äpfel unter Ihre Obhut zu nehmen, du, Felix, erhältst den Pfefferkuchen. Und ich bitte die Herren, kleine Häufchen zu machen, zu jedem zwanzig Nüsse, sechs Äpfel, ein Paket Kuchen."

Die Herren gingen mit Feuer an die Arbeit. Der Prinz zählte gewissenhaft die Nüsse und ärgerte sich, daß sie immer wieder untereinander fuhren, machte aber die Erfindung, durch zusammengefaltete Papierstreifen die Portionen beisammenzuhalten; die Herren lachten und erzählten, wie sie sich einst in fremdem Lande die deutsche Festfreude verschafft hatten. Der Duft der Fichtennadeln und Äpfel erfüllte die Stube und zog wie eine Festahnung in die Seelen aller Anwesenden.

„Dürfen wir die gnädige Frau fragen, wem unsere angestrengte Tätigkeit zugute kommt?" sagte der Kammerherr, „ich halte hier einen ungewöhnlich großen Apfel, durch den ich gern einen Ihrer Lieblinge bevorzugen möchte. Jedenfalls tun wir, was armen Kindern Freude machen soll."

„Zuletzt wohl", versetzte Ilse, „aber das geht uns nichts an, wir geben schon heut ihren Müttern. Denn die größte Freude einer Mutter ist doch, ihren Kindern selbst einzubescheren, das Christbäumchen zu putzen und zu arbeiten, was die Kleinen gerade bedürfen. Diese Freude soll man ihr nicht nehmen, und deshalb wird ihnen der Stoff unverarbeitet geschenkt. Auch das Weihnachtsbäumchen kaufen sie am liebsten allein, jede nach ihrem Geschmack; die hier stehen, sind nur für solche Kinder, denen die Mutter fehlt. Und diese Bäumchen werden auch von uns ausgeputzt. Heut zum Feierabend wird alles aus dem Haus getragen, damit die Leutchen zu guter Zeit das ihre erhalten und sich danach einrichten."

Der Prinz sah auf den Kammerherrn. „Würden Sie uns erlauben", begann er zögernd, „auch etwas für die Bescherung zu kaufen?"



Denk mal dran:
Die mag ich gern



In Ihre Hände eine



Neu!

Diax



Vom »Knipser« zum schöpferischen Photo-Amateur und Experten führt der Weg über eine erstklassige Präzisionskamera mit hohen Anforderungen:

- Auswechseloptik in umfassender Auswahl
- Mehrere Sucher eingebaut
- Schnellaufzug
- Synchro-Compur-Verschluß
- Gekuppelter Entfernungsmesser für alle Objektive von 35-135 mm Brennweite
- Umbau- und Ausbaumöglichkeiten

Alle diese Voraussetzungen besitzen die neuen Kleinbildkameras DIAX Ib-IIb und erfüllen alle Wünsche. Preise ab 180 DM

DIAX-KAMERA-WERK
WALTER VOSS · ULM-DONAU

Verlangen Sie bitte die neue illustrierte Broschüre B/26 von Ihrem Photohändler oder unmittelbar von uns!

„Sehr gern", erwiderte Ilse freudig. „Wenn Hoheit befehlen, kann unser Diener das sogleich besorgen. Er weiß Bescheid und ist zuverlässig."

„Ich möchte selbst mit ihm gehen", sagte der Prinz. Der Kammerherr hörte verwundert auf diesen Einfall seines jungen Herrn, da der Einfall aber löblich und nicht gegen die Instruktion war, so lächelte er respektvoll. Gabriel wurde gerufen. Der Prinz ergriff freudig seinen Hut. „Was wollen wir kaufen?" fragte er aufbrechend.

„Kleine Wachsstöcke fehlen uns", versetzte Ilse, „dann von Spielzeug Puppen, für die Knaben Bleisoldaten und für die Mädchen ein Kochgeschirr, aber alles hübsch handfest und sparsam." Gabriel verließ mit einem großen Korbe hinter dem Prinzen das Haus.

„Sie haben gehört, was die gnädige Frau befohlen hat", sagte der Prinz auf der Straße zu Gabriel, „zuerst die Wachsstöcke. Sie suchen aus, und ich bezahle, wir sollen sparsam einkaufen, geben Sie Achtung, daß wir nicht betrogen werden."

„Das haben wir nicht zu fürchten, Ew. Hoheit", versetzte Gabriel tröstend. „Und wenn wir ja einmal einige Pfennige zuviel bezahlen, das kommt wieder andern Kindern zugute."

Nach einer Stunde kehrte der Prinz zurück, Gabriel mit hochbeladenem Korb, auch der Prinz trug unter beiden Armen Puppen und große Tüten mit Naschwerk. Als der junge Herr so belastet eintrat, mit geröteten Wangen, selbst glücklich wie ein Kind, sah er so gut und liebenswert aus, daß sich alle über ihn freuten. Emsig packte er seine Schätze vor der Frau Professorin aus und schüttete zuletzt die Zuckertüten auf den Tisch.

Seine Befangenheit war verschwunden, er spielte in kindlichem Behagen mit den hübschen Dingen, wies den andern die kunstvolle Arbeit an Marzipanpflaumen, bat Laura, einen Tempelherrn aus Zucker für sich zu behalten, und wirtschaftete zierlich und behend um den Tisch, bis die andern ihm bewundernd zusahen und in seine Kinderscherze einstimmten. Als die Frauen den Ausputz der Fichtenbäumchen begannen, erklärte der Prinz, auch er werde dabei helfen. Er setzte sich vor die Untertasse mit Eiweiß, ließ sich die Handgriffe zeigen und wälzte die bestrichenen Früchte in Gold- und Silberblättchen. Ilse setzte als Preis für den Herrn, der am meisten und besten arbeiten würde, eine große Dame von Pfefferkuchen mit Reifrock und Glasaugen, und es entstand ein löblicher Wetteifer unter den Herren, die besten Stücke zu liefern. Der Professor und der Kammerherr wußten alte Kunstfertigkeit zu verwenden, der Prinz aber arbeitete als Neuling etwas liederlich, es blieben einzelne leere Stellen, und an andern bauschte das Schaumgold. Er war mit sich zufrieden, aber Ilse ermunterte ihn: „Nur müssen Ew. Hoheit sparsamer mit dem Golde sein, sonst reichen wir nicht." Zuletzt erhielt der Kammerherr die Dame im Reifrock, und der Prinz als außerordentliche Belohnung für seine Strebsamkeit ein Wickelkind, das aber auch durch zwei Glaskorallen in die Welt starrte.

Draußen auf dem Weihnachtsmarkt standen die kleinen Kinder um die Tannenbäumchen und Weihnachtsbuden und schauten ahnungsvoll und begehrlich auf die Schätze, und in Ilses Zimmer saßen die großen Kinder am Tische, spielend und glücklich; auch hier kam kein kluges Wort zutage, und der Prinz malte sich zuletzt mit Eiweiß die Umrisse eines Gesichtes auf die Handfläche und vergoldete sie mit den Metallblättchen.

Als der Erbprinz aufbrach, fragte der Professor: „Darf ich fragen, wo Ew. Hoheit den Weihnachtsabend verbringen?"

„Wir bleiben hier", versetzte der Prinz.

„Da seltene Musikaufführungen in Aussicht stehen", fügte der Kammerherr hinzu, „hat des Fürsten Hoheit auf die Freude verzichtet, den Prinzen zum Fest in seiner Nähe zu haben, wir werden also stille Weihnacht im Quartier halten."

„Wir wagen nicht einzuladen", fuhr der Professor fort, „falls aber Ew. Hoheit an diesem Abend nicht in anderer Gesellschaft verweilen, würde uns große Freude sein, wenn die Herren bei uns vorlieb nähmen."

Ilse sah dankbar auf den Gatten, und der Prinz überließ diesmal nicht dem Kammerherrn die Antwort, sondern nahm mit Wärme die Einladung an. Als er mit seinem Begleiter durch die gefüllten Straßen schritt, begann er vorsichtig: „Irgend etwas werden wir doch auch zu dem Weihnachtstisch beisteuern."

„Ich habe soeben daran gedacht", versetzte der Kammerherr, „wenn Ew. Hoheit den wackeren Leuten die Ehre erweisen und den Abend bei ihnen zubringen, so bin ich nicht sicher, wie der Fürst eine Beisteuer meines gnädigsten Prinzen zu diesem Weihnachtsbaum auffassen wird."

„Nur nichts von Broschen und Ohrringen aus dem langweiligen Kasten des Hofjuweliers", rief der Prinz mit ungewohnter Energie, „es darf nur eine Kleinigkeit sein, am liebsten ein Scherz."

„Das ist auch meine Ansicht", bestätigte der Kammerherr. „Aber es ist doch ratsam, den Entscheid darüber dem durchlauchtigsten Herrn anheimzugeben."

„Dann bleibe ich lieber zu Hause", versetzte der Prinz erbittert, „ich will nicht mit einem dummen Cadeau in der Hand eintreten. Läßt sich nicht machen, daß der Besuch ganz zwanglos erscheint, wie auch die Einladung war?"

Der Kammerherr zuckte die Achseln. „Wenige Tage nach dem Fest wird der ganzen Stadt bekannt sein, daß Ew. Hoheit dem Professor Werner diese ungewöhnliche Ehre erwiesen haben. Ohne Zweifel wird das Ereignis von irgendeinem Unberufenen nach der Residenz geschrieben. Hoheit wissen besser als ich, wie der Fürst eine solche Nachricht aufnehmen mag, die ihm zuerst von Fremden kommt."

Dem Prinzen war die Freude verdorben. „So schreiben Sie meinem Vater", rief er zornig; „aber stellen Sie die Einladung dar, wie sie vorgebracht wurde, und sprechen Sie sich gegen jedes gnädige Geschenk aus. Es würde diese Familie nur verletzen."

Der Kammerherr freute sich über den Takt seines jungen Herrn und versprach, den Brief nach Wunsch einzurichten. Das versöhnte den Prinzen, und er begann nach einer Weile: „Ich habe mir ausgedacht, Weidegg,

was wir geben dürfen. Frau Professorin ist vom Lande, ihr schenke ich als Attrappe die Maschine, die ich neulich gekauft habe, und ich lege hübsche Bonbons oder so etwas hinein."

Jetzt will er die unnütze Spielerei wieder loswerden, dachte der Kammerherr. „Das geht unmöglich", erwiderte er laut. „Ew. Hoheit sind gar nicht sicher, daß Frau Professorin den Scherz so auffassen wird, wie er gemeint war. Und verzeihen Ew. Hoheit die Bemerkung: es ist sehr mißlich, in solche Geschenke etwas zu legen, was Mißdeutungen unterliegen kann. Ew. Hoheit vollends dürfen dergleichen niemals wagen. Wenn auch die liebenswürdige Frau selbst nichts darin findet, in ihrem Kreise wird viel gesprochen werden, daß ein solcher Scherz von Ew. Hoheit gemacht ist, und man würde darin leicht eine ironische Anspielung auf ein gewisses ländliches Benehmen finden, welches der Dame unleugbar recht gut steht, aber doch hier und da Veranlassung zu leisem Lächeln sein kann."

Dem Prinzen fror das Herz, er war wütend auf den Kammerherrn und erschrak auch wieder bei dem Gedanken, daß er Frau Ilse verletzen könnte; die Poesie des Festes war ihm gründlich verdorben, er ging stumm in sein Quartier.

Auf den Brief des Kammerherrn kam die Antwort, daß der Fürst gegen einen gelegentlichen Besuch des Erbprinzen trotz der naheliegenden Inkonvenienz nichts einwenden wolle, und daß, wenn eine Aufmerksamkeit überhaupt unvermeidlich sei, dieselbe von einem Gärtner und Konditor beschafft werden müsse. Es wurde also eine Menge von Blumen und Konfitüren durch den Kammerherrn eingekauft und vor dem Prinzen aufgesetzt. Dieser aber sah kalt und schweigend über den fröhlichen Farbenglanz. Zwei Lakaien trugen die Sachen gegen Abend zum Rektor mit einem kleinen Billett des Kammerherrn, welcher im Namen seines durchlauchtigsten Prinzen bat, die Sendung zum Ausputz des Weihnachtstisches zu verwenden. Unterdes stand der Prinz vor dem landwirtschaftlichen Mechanismus und haderte bitter mit seiner fürstlichen Würde.

Als er zur geziemenden Stunde bei Werners eintrat, war die Bescherung vorüber, der Christbaum ausgelöscht. Ilse hatte das so gewollt, „es ist nicht nötig, daß die fremden Herrschaften sehen, wie wir uns über die Geschenke freuen." Der Prinz empfing den Dank Ilses über den prächtigen Schmuck ihres Tisches mit Zurückhaltung und saß schweigend und zerstreut vor dem Teekessel. Ilse dachte: Ihm tut es weh, daß er keinen frohen Weihnachtsabend hat, das ärmste Kind ist lustig vor seinem Fichtenbäumchen, und er sitzt wie ausgeschlossen von den Freuden der Christenheit. Sie winkte Laura und sagte dem Prinzen: „Wollen Ew. Hoheit nicht unseren Christbaum ansehen? Die Lichter mußten gelöscht werden, sonst brannten sie auf einmal herunter. Ist's aber Ew. Hoheit recht, so zünden wir die ganze Herrlichkeit noch einmal an, und es wäre sehr gütig, wenn Hoheit uns dabei helfen wollten."

Das war dem Prinzen doch willkommen, und er ging mit den Frauen in das Weihnachtszimmer. Dort erbot er sich, den Stock zu

Ein Geschenk mit mehr Werten

9-Wert-Eleganz

Eine neue Strumpfeleganz von 9 Werten – das bieten Sie mit dem Geschenk eines kostbaren Strumpfes, wenn Sie unserem Angebot folgen. – Zunächst ein Höchstmaß von Elastizität und damit einen vollendet plastischen Sitz des Strumpfes. – Sodann ein dicht geschlossenes Maschenbild bei höchster Feinheit des Fadens und ungewöhnlicher Transparenz des Gewirks – und außerdem eine »naturmatte« Oberfläche von seidig-warmem Schimmer, wie sie sich nur bei Verwendung hochgedrehter Perlonfäden ergibt. Jede Beschenkte weiß genau solche Qualität zu schätzen und fühlt sich geehrt. Der Spender aber steigt in ihrer Gunst. – Elbeo-Strümpfe sind deshalb zwar etwas teurer. Sie erfordern aber zu ihrer Herstellung viele Arbeitsgänge mehr, daher ihre einmalige 9-Werte-Eleganz. – Bitte lassen Sie sich in den guten Fachgeschäften die neuen Elbeo-Geschenkpackungen vorlegen.

Hörten Sie schon vom Elbeo-Akkord? Elbeo-Ultra, ultrafein im Faden, ultrafein in der Masche, ein Luxusstrumpf für festliche Gelegenheiten und höchste Ansprüche an modische Eleganz – 7.90 DM. Elbeo-Illusion, hauchzart, durchsichtig wie ein Schleier und doch haltbar, ein Strumpf für nachmittags und abends – 6.90 DM. Elbeo-Adamas, dichtes, geschlossenes Maschenbild, formgerechte Ferse, vollendete Paßform, ungewöhnlich haltbar – 6.90 DM. Elbeo-Diadem, fein in der Masche, mittelfein im Faden, ein zuverlässiger Strumpf für Kostüm und Reise, er vereint Schönheit mit hohem Gebrauchswert – 6.90 DM.

Gutschein

An die Elbeo-Werke Abt. 6 h Mannheim. Senden Sie mir kostenlos den neuen Elbeo-Prospekt »Blickpunkt: Gesicht + Bein«.

Name ....

Ort und Straße ....



Wündrich-Meißen



Wenn Frauen unter sich sind,

dann ist nicht zuletzt auch von Felina die Rede — von BH's und Hüftformern vollendeter Paßform und höchster Qualität. Die gute Figur ist kein Wunschtraum mehr; jede Frau findet in der großen Auswahl der Felina-Modelle das, was ihre Formen wirkungsvoll unterstreicht und ihren Typ vorteilhaft zur Geltung bringt.

Immer wieder bestätigen Millionen von Frauen in über 50 Ländern der Erde die hervorragenden Trageigenschaften von Felina. Denn das ist das Entscheidende: Felina formt und verbessert die Figur, ohne daß man sich eingezwängt und beengt fühlt. Jeder Bewegung folgend, ist Felina stets angenehm zu tragen und gibt die erwünschte Sicherheit.

Bitte, verlangen Sie heute noch den interessanten Mieder-Modell-Prospekt, der Ihnen von Felina, Mannheim DS, gern kostenlos zugeschickt wird.

nehmen, an dessen Spitze ein Wachsstockende befestigt war, um die höchsten Lichter des mächtigen Baumes zu erreichen. Während er geschäftig an dem Baum arbeitete, wurde ihm das Herz etwas leichter, und er sah mit Anteil auf die Geschenke, welche unter dem Baume lagen. „Jetzt aber haben Ew. Hoheit die Güte, hinauszugehen", sagte Ilse, „und wenn ich klingle, so gilt es Ihnen und Herrn von Weidegg, das kann Ew. Hoheit nicht erspart werden." Der Prinz eilte hinaus, die Schelle tönte. Als die Herren eintraten, fanden sie zwei kleine Tische gedeckt, darauf angezündete Bäumchen und unter jedem eine große Schüssel mit Backwerk, das man nur in der Landschaft zu backen verstand, welcher sie angehörten. „Das soll eine Erinnerung an unsere Heimat sein", sagte Ilse, „und auf den Bäumchen sind die Äpfel und Nüsse, welche die Herren selbst vergoldet haben; die mit den roten Flecken sind Ew. Hoheit Arbeit. Und dies ist eine respektvolle Sendung aus der Wirtschaft meines lieben Vaters. Ich bitte die Herren, die geräucherte Gänsebrust mit gutem Appetit zu verzehren; wir sind ein wenig stolz auf diese Leistung. Hier aber, mein gnädigster Prinz, ist zur Erinnerung an mich ein kleines Modell von unserem Butterfaß, denn dabei habe ich als ein Kind vom Lande meine hohe Schule durchgemacht, wie ich neulich Ew. Hoheit erzählte." Und auf dem Platze des Prinzen stand wohlbehäbig dies nützliche Werkzeug aus Marzipan gefertigt. „Unten auf dem Boden habe ich Ew. Hoheit mein Sprüchel von damals aufgeschrieben. Und so nehmen die Herrschaften mit dem guten Willen vorlieb."

Sie sagte das mit so inniger Fröhlichkeit und bot dem Kammerherrn dabei so gutherzig die Hand, daß diesem seine Anstandsbedenken schwanden und er ihr recht wacker die Rechte schüttelte. Der Prinz aber stand vor seinem Fäßchen und dachte: Jetzt ist der Augenblick, oder er kommt nie. Er las unten die anspruchslosen Worte: „Hat man sich mit einem rechte Müh gegeben, so bleibt es Segen für das ganze Leben." Da bat er ohne alle Rücksicht auf die dräuenden Folgen seines Wagnisses: „Darf ich Ihnen

* *

CHOPIN

Die Geschichte des großen Komponisten und Virtuosen, erzählt von Siegfried Lohr

Fortsetzung aus dem Novemberheft

PARIS, 1832

Durch breite Flügeltüren strömen illustre Gäste, galonierte Diener laufen eilfertig umher: Große Soirée beim Baron Rothschild. Seide rauscht, Orden glänzen, Diademe blitzen, wie Perlmutt schimmern die Dekolletés eleganter Frauen.

Mit weltmännischer Liebenswürdigkeit begrüßt der Hausherr den Fürsten Valentin Radziwill. „... und das ist also Ihr vielversprechender junger Landsmann?" Damit wendet er sich an Chopin, der mit dem Fürsten gekommen ist, und drückt ihm freundlich die Hand. Chopin verneigt sich. „Ich möchte Sie meinen Gästen vorstellen", fährt Baron Rothschild fort, „ganz Paris spricht ja von Ihnen, wir schätzen uns glücklich, Sie nun auch einmal in unserem intimen Kreis zu hören!" Lächelnd führt er den jungen Künstler von einer Gruppe plaudernder Gäste zur nächsten.

Während Chopin sich vor Fürstinnen und Gräfinnen, vor Botschaftern und Ministern verbeugt, denkt er an die Eltern. „Morgen werde ich das Meer überqueren", hatte er ihnen gestern geschrieben, als ihm Fürst Radziwill die Einladung des Barons Rothschild überbrachte. Wird seine Hoffnung in Erfüllung gehen, wird er in diesem berühmten Salon bestehen, vor diesem Publikum, das ihm den Weg zum Erfolg bahnen kann? Er braucht Geld, Paris ist teuer. Und er mag dem Vater nicht länger auf der Tasche liegen. Wenn er hier gefällt, wird er gut zahlende Schüler haben — von den Konzerten kann er ja nicht leben. In diesem Salon wird sich sein Schicksal wenden. Wird? Stolzer, selbstbewußter wird seine Haltung. Er muß!

Unauffällig mustern ihn die Gäste. Die alte Fürstin Vaudemont hebt ihr Lorgnon und raunt dem Grafen Apponyi zu: „Keines der üblichen Genies, die sich mit schäbigem Frack und schlechten Manieren in die Gesellschaft drängen wollen." Der Graf nickt ihr zu — auch ihm gefällt der junge Künstler. Tadellos nach der letzten Mode gekleidet ist Chopin, korrekt das Plastron, matt schimmernd die Hemdknöpfe. Die jungen Damen erröten leicht beim Anblick dieses schlanken Jünglings, dessen feingeschnittenes Gesicht Vornehmheit und Zartheit der Empfindungen widerspiegelt. Formvollendet, mit gedämpfter Stimme und graziösen Gesten macht er ihnen Komplimente.

Der Hausherr gibt das Zeichen zum Beginn des Konzerts — Franz Liszt setzt sich an den Flügel. Fasziniert lauschen die Zuhörer seinem virtuosen Feuerwerk.

Dann tritt Adolphe Nourrit auf, der berühmte Tenor. Ergreifend und beseelt singt er seine Schubertlieder.

Während der Pause löschen Diener die Kerzen aus, bis auf einen Leuchter, der auf dem Flügel steht. Gräfin Delphine Potocka hat den Gastgeber

inen Tausch vorschlagen? Ich habe
uch eine kleine Buttermaschine ge-
:auft, sie ist mit einem Rade und
iner Scheibe zum Drehen, und man
:ann sich darin jeden Morgen sei-
ıen Bedarf selbst machen. Es wäre
ıir große Freude, wenn auch Sie
.iese annehmen wollten."

Ilse verneigte sich dankend, der
'rinz bat, den Diener sogleich in
ein Quartier zu senden. Während
ler Kammerherr noch erstaunt den
:usammenhang überdachte, wurde
ler Mechanismus in das Zimmer
jetragen, der Prinz setzte ihn mit
:igenen Händen auf eine Ecke des
Tisches, erklärte der Gesellschaft
lie innere Einrichtung und war sehr
:rfreut, als Ilse sagte, daß sie Zu-
rauen zu der Erfindung habe. Wie-
ler wurde er das fröhliche Kind
ron neulich, trank lustig sein Glas
Vein und brachte mit gefälligem
Anstand die Gesundheit des Haus-
ıerrn und der Hausfrau aus, so daß
ler Kammerherr seinen Telemach
jar nicht wiedererkannte. Und
beim Abschied packte er sich selbst
den Marzipan ein und trug ihn in
ler Tasche nach Hause.

★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★ ★

Schon mit acht Jahren hatte Frédéric Chopin, der 1810 geboren wurde, sein erstes Konzert gegeben, mit 20 Jahren war er bereits eine bekannte Erschei-ıung des europäischen Musiklebens. Die mißglückte polnische Revolution von 1830/31 konnte er nur aus der Ferne beobachten — damals beschloß er, nach Paris zu gehen, um dort die Vollendung seines Könnens zu finden. Doch er konnte in der Seinemetropole schwer Fuß fassen. Eine Einladung des Barons Rothschild bestimmt sein Glück.

um diese dämmrige Beleuchtung gebeten, und lächelnd hat er ihren Wunsch erfüllt.

Spielerisch beginnt Chopin zu improvisieren, seine Hände gleiten, fliehen über die Tasten mit unendlicher Zartheit. Sein bleiches Gesicht erscheint fast durchsichtig im rötlichen Kerzenschimmer. Vor dem dunklen Hintergrund hebt sich sein ovales Profil scharf ab, die hohe Stirn und die gebogene Nase. Lang und seidig fällt das kastanienbraune Haar in den Nacken, verträumt blikken die ausdrucksvollen Augen in die Höhe.

Lächelnd beugt sich Liszt zu seiner Nachbarin, der Gräfin Delphine. „Sieht er nicht aus wie Apoll", flüstert er ihr zu, „oder wie ..." Er unterbricht sich, als er ihr Gesicht sieht. Sie kann keinen Blick von dem Spieler wenden, ihre Augen leuchten — entrückt lebt sie in einer anderen Welt, in Chopins Welt, in der ihr alles wie holdes Wunder erscheint, wie lebendig gewordener Traum. Nur wie aus weiter Ferne hört sie Liszts Stimme: „Atmen nicht Rosen, Düfte der Liebe aus diesen Visionen?" — und plötzlich fühlt sie, wie ihr Herz wild zu pochen beginnt ...

Langsam lösen sich die Hände von den Tasten, langsam erhebt sich Chopin, als der letzte Ton verklungen ist. Nach einem Augenblick tiefer Stille setzt tosender Beifall ein. Die Gäste des Barons drängen sich um den Künstler, begeistert bestürmen sie ihn mit Komplimenten.

MS 8



Die Heizkörperbürste, biegsam, aus Ziegenhaar, macht es endlich möglich, auch unzugängliche Stellen bequem zu erreichen und vom Staub zu befreien — sie kostet nur DM 12.50.



Kokos- und Sisalteppiche sind mit der Teppichbürste leicht zu reinigen. Anschließend wird der durchgefallene Staub im Handumdrehen weggesaugt.



Schon morgens um neun mit der Wohnung fertig! Der Miele saugt und poliert in einem Arbeitsgang (abnehmbarer Bohnerfilz). Steinholz, Parkett und Linoleum lassen sich mühelos und gründlich pflegen.

Soviel Staub wie heute ...

Früher hat's das nicht gegeben! ... es gibt tatsächlich nur eine Möglichkeit, Staub wirklich aus dem Haus zu schaffen: Man muß ihn fortsaugen. Denn Kehren und Wischen nutzen nicht viel — der Staub wird nur aufgewirbelt und hat sich wenig später wieder gleichmäßig verteilt.

Was man braucht, ist ein Miele!*

Der Miele-Staubsauger ist modern und zuverlässig — Reparaturen kennt er nicht. Viele praktische Zusatzteile machen ihn zum idealen Hausgehilfen: der Miele saugt und bohnert, er bürstet und zerstäubt und sorgt für Sauberkeit bis in den letzten Winkel. Miele macht's der Hausfrau leichter.

Jedes Fachgeschäft zeigt Ihnen, was der Miele leistet. Lassen Sie sich die verschiedenen Miele-Modelle bei der Arbeit vorführen und über die Teilzahlungsmöglichkeiten beraten.

Das verchromte Luxusmodell Miele-Mielette kostet nur DM **144.-**



*... bewährt wie alles von Miele — denken Sie nur an die Miele-Waschmaschinen



ist auch das Geheimnis der anderen neuen Musiktruhen, die Schaub-Lorenz für Anspruchsvolle geschaffen hat: sie sind etwas Besonderes. Nicht nur in der Eleganz der kostbaren Gehäuse, die den neuen Stil der „Schwingenden Linie" mit zeitloser Formschönheit verbinden – auch in Klang und Technik überzeugen sie den Kenner. Hochwertige Lautsprecher, 16-fach-Klangbildregister, neue Mehrfarben-Großsichtskala – das sind einige typische Kennzeichen unseres neuen Truhenprogramms:



Windsor 57	**DM 658.-**
Balalaika	**DM 699.-**
Bali 57	**DM 828.-**
Ballerina-Konzert	**948.-**

Unverbindliche Vorführung beim Fachhandel

Das 16fach Klangbildregister ist da!

Alle Jahre wieder läßt sich die Rundfunkindustrie etwas Neues einfallen, um dem Publikum zu zeigen, daß sie unablässig bestrebt ist, dem Hörer für sein gutes Geld noch mehr zu bieten.

Diesmal können wir auf eine besonders interessante Neuerung hinweisen: das 16-fach-Klangbildregister, mit dem die SCHAUB-LORENZ-Goldsuper und Musiktruhen der Saison 1956/57 ausgerüstet sind. Wirklich eine Sache mit „Pfiff"! Die 4 Tasten dieses Klangbildregisters (Bild oben) sind nämlich voneinander völlig unabhängig und erlauben so nicht weniger als 16 verschiedene Klangeinstellungen. Der Fachhandel schätzt diese Neuerung hoch ein, da sich der frappierende Effekt des 16-fach-Klangbildregisters von SCHAUB-LORENZ sehr überzeugend vorführen läßt und dem Radiofreund beweist, daß die Rundfunktechnik tatsächlich wieder respektable Fortschritte zu präsentieren vermag.

Chopin spürt mit aufsteigender Freude: er hat gewonnen. Gehört er nu zur Pariser Gesellschaft? Wird sie ihn halten, ihn sich bewahren, ihn hüte wie ein kostbares Juwel? Glücklich blickt der junge Künstler zu dem dunl len Nachthimmel auf, der sich über den still gewordenen Straßen von Par wölbt. Ja. Chopin ist für die vornehme Welt plötzlich ein Idol geworde er wird zum Vorbild für die jeunesse dorée — man wird sogar weiß Handschuhe à la Chopin tragen. Prinzessinnen, Fürstinnen und Gräfinne werden es für eine Ehre halten, sich seine Schülerin nennen zu dürfe

ABSCHIED VON DELPHINE. 18

Sanft rollt das Cabriolet durch den stillen Bois de Boulogne. Sandig Parkwege dämpfen das Hufegeklapper. Helles Grün schimmert in Bäume und Sträuchern, zaghaft entwinden sich winzige Knospen ihrer Hülle.

Im Fond des Wagens lehnt Gräfin Delphine Potocka und dreht nerv ihren Sonnenschirm. Huschende Lichter gleiten über ihr Gesicht. „Unse letzte Fahrt, Frédéric", flüstert sie leise.

Chopin antwortet nicht. Fest umklammert er den goldenen Knauf seine Stockes und starrt auf den Rücken des Kutschers.

„Morgen fahren wir nach Polen, mein Mann . . ." flüstert Delphine, ih Augen füllen sich mit Tränen.

Jäh wendet sich ihr Chopin zu, wie aus einem Traum erwachend. Er b deckt ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen. „Unser Glück war so kur



Frédéric Chopin bei der Arbeit: eine Zeichnung seiner Freundin, der französischen Dichterin George Sand (um 1840).

Delphine", flüstert er schmerzlich. „Wann werde ich dich wiedersehen – wann wirst du wieder für mich singen?"

Zart streicht ihm Delphine über das Haar. „Ich weiß es nicht, Frédéric. Sie hält plötzlich inne, ihre Augen weiten sich, und mit tonloser Stimm haucht sie: „Aber ich werde bei dir sein, wenn du mich brauchst!"

Der seltsame Klang ihrer Stimme läßt Chopin erschauern. Er möcht sprechen, ihr sagen, daß er ohne sie nicht leben kann — aber kein To dringt über seine Lippen.

Polternd wechselt der Wagen auf das Pflaster der Vorstadt über. E schüttelt zwei Menschen, die stumm nebeneinandersitzen, unbeweglich i Trauer und Leid.

UNTERRICHT. 183

Eilig schlägt die Pendule auf dem Kaminsims die Mittagsstunde. Noc einen Blick wirft Chopin von dem zierlichen, eisenvergitterten Balkon au die breiten, sonnenüberfluteten Boulevards, dann wendet er sich zurüc ins Zimmer, das von leisem Veilchenduft erfüllt ist. Überall stehen sie – die kleinen dunkelvioletten Sträuße, seine Lieblingsblumen. Dann gibt e sich einen Ruck: die „Mühle" beginnt — sechs Stunden unterrichten. Gleic wird die erste Schülerin erscheinen. Der Wagen, der die kleine Komte bringt, ist schon vorgefahren.

Chopin seufzt bei dem Gedanken an die eigene Equipage. Das Cabriole hat viel gekostet, und der Mietkutscher ist auch nicht billig. Aber diese Aufwand ist nötig, ebenso wie die elegante Garderobe und die täglic neuen weißen Handschuhe. All das gehört dazu, wenn er in den Häuser der Pariser Aristokratie und reichen Bankiers standesgemäß auftreten wil Dafür kann er auch ein hohes Honorar verlangen: 20 Francs für die Stunde

Die Tür öffnet sich, und mit gerötetem Gesicht tritt die kleine Komteß ins Zimmer.

„Monsieur Chopin, Sie wohnen hoch — im vierten Stock", klagt sie, noch ein wenig außer Atem.

„Ja — aber der herrliche Ausblick auf die Stadt." Er lächelt verbindlich.

Während sie die Noten auspackt, sich ans Klavier setzt und das Kleid glattstreicht, fragt sie: „Wie fühlen Sie sich in Paris, Monsieur Chopin?"

Die Frage scheint ihn zu verwirren. Blätternd schlägt er die Noten auf. „Man atmet hier süß", spricht er schließlich, langsam und wie für sich. Unvermittelt bricht er ab. „Fangen wir an, Komteß, die Tonleitern bitte!"

Die Schülerin hat brav geübt. Chopin nickt ihr ermunternd zu. Sie verliert alle Furcht vor dem berühmten Lehrer und mit Eifer stürzt sie sich in die feurigen Rhythmen seines Es-Dur-Walzers. Chopin lächelt, wie sie sich so temperamentvoll ins Zeug legt. Prüfend verfolgt er jeden Ton ihrer Bewegungen.

Die kleine Komteß gerät immer mehr in Rage. Sie verliert die Kontrolle, ihr Anschlag wird laut und hart.

„Bellt ein Hund?" Chopin ist erregt aufgesprungen — die Komteß hört erschrocken auf.

Aber Chopin hat sich bereits gefangen. Milde neigt er sich zu ihr herab. „Ruhig bleiben, Komteß, ruhig bleiben — lassen Sie das Klavier ganz — die Virtuosen von heute dürfen Sie sich nicht zum Vorbild nehmen!"

Die Komteß blickt ihn an. Wie lebhaft und graziös er ist, denkt sie entzückt. Sie bewundert sein Temperament, und mit prickelndem Schauder malt sie sich aus, wie es manchmal in den Stunden zugehen mag, wenn ein Schüler sich gar zu ungeschickt anstellt. Man erzählt sich, daß dann die Noten wild im Zimmer herumfliegen. Sie kann es sich gut vorstellen — auch daß er zuweilen im Zorn Stühle zerbricht. Aber das geschieht nur bei einem männlichen Schüler, bei den Damen würde er niemals unbeherrscht sein.

„Wenn Sie ins Jagen geraten, wird Ihr Ton steif — nichts hasse ich mehr!" hört sie ihn sagen. Bestürzt blickt die Komteß zu ihm auf, dann hält sie ihm fragend und ein wenig kokett ihre Hände entgegen. „Was soll ich tun, Monsieur Chopin?"

Vorsichtig faßt er sie bei den Gelenken und läßt sie leicht federn. „So — sehen Sie, Komteß — ganz leicht aus dem Gelenk spielen und die Arme still halten!"

Zögernd schlägt sie ein paar Töne an.

„Richtig, Komteß, hören Sie, wie zart das gleich klingt? So muß es sein!" ruft der Lehrer strahlend. „Und nun probieren Sie noch einmal den Mittelteil. Sie kennen ja meinen Leitspruch: Spielen Sie nach Ihrem Gefühl — aber beherrschen Sie es!"

Die Komteß kennt ihn. Aber wie schwer ist das doch alles, die Technik und der Vortrag, wie soll man alles zugleich beachten? Und Monsieur Chopin ist so genau!

1834

Monsieur le docteur Matuszynski, meldet der Diener. Überrascht springt Chopin vom Flügel auf und stürzt dem Freund entgegen, der

Wündrich-Meißen

Besänftigende Milde ...

Wie schön ist es, sich zu entspannen und sich einer milden, weichen Stimmung hinzugeben. Wohltuend weich auf der Zunge, wird der Chantré auch von Damen immer mehr geschätzt. Das zeigte deutlich die letzte Befragungsaktion der Weinbrennereien Chantré & Cie., die von einem namhaften Institut durchgeführt wurde und nach der 64 % aller Damen, die den Chantré kannten, nachdrücklich sich für ihn aussprachen. Trotz seines wohltuend weichen Geschmacks hat der Chantré ein volles, reiches Bouquet.

Wie der Brennmeister von Chantré sagt, kommt alles darauf an, daß beim Brennen das Herzstück des Weines unversehrt in den Weinbrand hinübergenommen wird. Machen Sie selbst die Probe! Nehmen Sie nur einen kleinen Schluck Chantré – lassen Sie ihn sozusagen auf der Zunge vergehen – Sie schmekken dann, wie wundervoll weich er ist und wie er mit dem »Herzstück des Weines« den ganzen Mund mit seinem Bouquet erfüllt.



Chantré, 1953 noch völlig unbekannt, heute Tagesproduktion 50 000 1/1 Flaschen (0,7 l)

1/1 Fl. DM **9.75**



sich an dem indigniert blickenden Diener vorbei ins Zimmer drängt.

„Jan, du bist es — du bist in Paris, welches Glück!" Inbrünstig umarmt Chopin den Freund in seliger Wiedersehensfreude. „Wie lange bleibst du — ach, du darfst nie wieder fort!" sprudelt er zwischen Lachen und Weinen hervor.

„Ich bin als Professor an die École de médecine berufen worden", erklärt Jan, „da hoffe ich schon einige Zeit in Paris zu bleiben."

„Wir müssen zusammen wohnen — wir dürfen uns keinen Augenblick trennen. Ahnst du, welche Sehnsucht ich nach der Heimat habe, wie ich mich verzehre. Und nun bist du bei mir, endlich ein Vertrauter . . ."

Bewegt küßt ihn Jan auf die Stirn. Und dann betrachtet er ihn mit der prüfenden Miene des Arztes. „Gut siehst du aus, Frédéric, beinahe schon ein wenig dick", Jan nickt zufrieden.

„Ja, ich war auf dem Land, in der Touraine habe ich mich wunderbar erholt."

„Und auf der linken Seite sind deine Bartkoteletten immer noch nicht länger geworden?" fragt Jan lachend.

„Du weißt ja — mein Haar wächst nur rechts!" lacht Chopin zurück. „Aber wenn ich am Flügel sitze, sieht das Publikum ja nur die wohlgeratene Seite! — Doch nun erzähle, Jan, was weißt du aus der Heimat. Hat sich meine Mutter über den Ring gefreut, den ich ihr neulich geschickt habe, und was haben die Schwestern zu den Büchern gesagt mit den englischen Gravüren? Wie geht es dem Vater und Titus?" Er unterbricht sich. „Komm, laß uns zusammen frühstücken, ich habe noch nichts angerührt."

Plaudernd nippen die Freunde an der noch warmen Schokolade. Etwas verlegen fragt Jan plötzlich: „Daß Konstanze den Kaufmann Grabowski geheiratet hat, weißt du wohl?"

„Isabella hat es mir geschrieben", antwortet Chopin leichthin, „aber das tut nichts, ich liebe sie platonisch weiter."

Doch Chopins Mienen überschatten sich. „Aber du hast mir noch nichts vom Vater und von Titus erzählt", ungeduldig klopft er auf die Tischplatte.

„Titus sitzt wie immer auf seinen Äckern, ein musterhafter Gutsherr", beeilt sich Jan — und zögernd fährt er fort: „Dein Vater befindet sich nicht ganz wohl."

Klirrend fällt ein Teelöffel auf die Untertasse.

„Nein, nichts Schlimmes, Frédéric", beschwichtigt Jan den erschreckt auffahrenden Freund. „Im nächsten Sommer will er zur Kur nach Karlsbad reisen, deine Mutter will er mitnehmen."

„Nach Karlsbad?" Chopins Augen strahlen vor Vergnügen. „Oh, Jan, ich werde auch hinfahren . . . Doch jetzt laß uns gehen. Ich zeig' dir Paris. Und mittags gehen wir zur Baronin Plater. Bei ihr treffen wir viele polnische Freunde. Graf Adalbert Grzymala, unser alter Schulkamerad, wird sich freuen. Schade, daß Julian Fontana in England ist, vielleicht kommt er nächstes Jahr auch nach Paris. Du wirst dich wohl fühlen bei der Baronin — ich bin dort wie das Kind im Hause."

Arm in Arm verlassen die Freunde die Wohnung. Lächelnd blickt ihnen

der Diener nach — so heiter wie heute hat er Chopin noch nie gesehen.

IN KARLSBAD. 1835

Nach langer und beschwerlicher Reise ist Nikolai Chopin mit seiner Frau in Karlsbad eingetroffen, in jenem berühmten böhmischen Badeort, wo russische Großfürsten und österreichische Prinzessinnen, wo Goethe und Beethoven am Ufer der Tepl auf und ab prominierten und dabei den heilsamen Brunnen tranken. Auch Vater Chopin soll hier die Kur gebrauchen. Doch der erste Gang Nikolai Chopins ist nicht der zum Badearzt — das hat bis morgen Zeit. Zuerst läßt er sich die Kurliste geben: man will doch wissen, ob von den Freunden oder Bekannten vielleicht schon einige in Karlsbad eingetroffen sind.

„Siehst du, Justina, Zawadzkis sind auch hier", stellt er befriedigt fest, „die werde ich gleich aufsuchen."

„Aber doch nicht heute abend", wehrte sie ab...

Am frühen Morgen werden die Chopins plötzlich durch lautes Klopfen aufgeschreckt. Freund Zawadzki steht draußen — er hat in Erfahrung gebracht, wo die Chopins Quartier genommen haben. Gestern hat er den ganzen Tag vergeblich nach ihnen gesucht — zusammen mit Frédéric. Ja — mit Frédéric! Er ist schon früher gekommen, um die Eltern zu überraschen...

Nun ist kein Halten mehr: Vater Chopin zieht sich notdürftig an und stürzt mit Zawadzki davon, um den Sohn sofort herzuholen. Mutter Chopin, schluchzend vor Glück und Aufregung, sucht mit zitternden Händen nach ihrer Spitzenhaube — und dann liegen sie sich in den Armen.

Nun kommen glückliche Tage für Chopin. Vormittags begleitet er den Vater zum Sprudel, der in einer hohen Fontäne fast kochend heiß aus dem Boden schießt — wenn der Vater ruht, macht er mit der Mutter Spazierfahrten und betrachtet mit glücklicher Rührung die Landschaft, deren bewaldete Hügel ihn an die Heimat erinnern. Zärtlich greift die Mutter nach der Hand des Sohnes: „Sag, Frédéric, geht es dir auch wirklich gut — überanstrengst du dich auch nicht?" Beruhigend wehrt er ab. Prüfend schaut sie dem Sohn ins Gesicht. „Und die Frauen, Frédéric", fährt sie besorgt fort, „die Damen in Paris..."

Chopin lächelt: „Keine Sorge, Maman."

Nur halb erleichtert atmet sie auf, sie kennt das empfindsame Herz des Sohnes, sie fürchtet, daß die Liebe ihm Leid bringen könnte. Aber Frédéric hat sich offenbar gar nicht verändert.

Auch er schreibt von den Eltern: „... es sind dieselben Eltern, immer dieselben, nur daß sie ein wenig gealtert sind", als er den daheimzurückgebliebenen Schwestern berichtet, wie er „Frau Mütterchen am Arme führt", wie er „die Hand küßt, die von mir so lange nicht geküßt worden".

Immer wieder blickt Chopin liebevoll in die vertrauten Gesichter. Der Vater sitzt warm in Decken gehüllt auf der Terrasse, dicht neben ihm die Mutter, über eine Stickerei gebeugt. Mit großen Schritten geht Chopin vor ihnen auf und ab und erzählt von seinem Leben in Paris. „Ihr solltet sehen, wie sie Euren Sohn in den Salons verwöhnen!"

Freund

Diese Abbildung zeigt unsere »Meisterbrand-Vitrine«

Stets willkommen

Guter Weinbrand ist immer ein passendes Geschenk, besonders wenn er in geschmackvoller Verpackung dargeboten wird. Lassen Sie sich bitte die neuen Scharlachberg Geschenkpackungen zeigen, Sie finden bestimmt das Richtige für jeden Geschmack. Machen Sie Ihren Freunden eine wirkliche Freude mit einem besonders wertvollen Geschenk, mit

Scharlachberg

Scharlachberg
Meisterbrand

Wir bieten Ihnen Packungen in allen Preislagen. Lassen Sie sich von Ihrem Händler beraten.

1615



Besser gekleidet sein

heißt mehr Erfolg im Leben haben. Herren wählen deshalb gern Bleyle, z. B. die sportlich-elegante Weste DERBY. Modischer Schnitt, ausgezeichnete Paßform, wundervoll weiche Shetland-Wolle — das sind bestechende Vorzüge. Eine Weste für Anspruchsvolle, eine Weste auch für Sie!

Erhältlich in den Größen 46—56.
Gr. 46—48 DM 67.50



Wir senden Ihnen gern neue, schöne Prospekte und nennen Ihnen auf Wunsch das nächstgelegene Bleyle-Fachgeschäft. Wilh. Bleyle oHG., Stuttgart W 30 h





sagt er mit heiterem Stolz. Und dann tritt er durch die offene Tür von der Terrasse ins Zimmer.

„Gleich wird er zu spielen anfangen", flüstert die Mutter und läßt ihre Handarbeit in den Schoß sinken. Der Vater lehnt sich in seinem Stuhl zurück und schließt die Augen. Vom Klavier tönt es wie leichtes Blätterrauschen im Wind — und allmählich gleiten die Töne über in eine süße Melodie, lieblich wie ein Wiegenlied: Chopin spielt sein Fantasie-Impromptu in cis-Moll.

Die beiden Alten hält es nicht in ihren Sesseln; aufgewühlt durch die Musik ihres Sohnes stehen sie Hand in Hand ...

„Er ist ein Meister geworden", flüstert Nikolai ergriffen. Und er umfängt den auf ihn zueilenden Sohn voll väterlichem Stolz. Strahlend betrachtet die Mutter die beiden Männer.

Es sind glückliche Tage, die Chopin mit seinen Eltern in Karlsbad verlebt. Alle Erinnerungen werden wach, es ist, als sei er noch einmal in die schönen Tage seiner Kindheit zurückversetzt.

„Wirst du eines Tages zu uns nach Polen zurückkommen? In die Heimat?" fragt ihn die Mutter beim Abschied mit tränenerstickter Stimme.

„Wer weiß, wie das Schicksal uns noch führen wird, Mütterchen", versucht er die Mutter zu trösten.

Vom Fensterkreuz wachsen lange Abendschatten ins Zimmer. Chopin sitzt am Flügel, seine Hände spielen lautlos auf dem geschlossenen Deckel.



George Sand — 10 Jahre lang währte das Liebesverhältnis zwischen ihr und Chopin. In ihrem Buch „Lucrezia Floriana" schrieb sie über diese Romanze.

Tiefe Falten graben sich um seine Mundwinkel, die Augen sind halb geschlossen, der Rücken kummervoll gebeugt. — Seufzend erhebt sich der Einsame vom Flügel und geht hinüber zum Schreibtisch. Er öffnet das Geheimfach und entnimmt ihm ein schmales Bündel Papiere: Marias Briefe. Lange blättert er in den kleinen Billets d'amour, starrt auf die zierliche Handschrift und auf Marias schwungvolle Unterschrift mit dem treuherzigen Zusatz „Votre fidèle sécretaire". Grau fällt das trübe Licht des scheidenden Tages auf die Blätter, aus denen ihm Marias Bild aufzusteigen scheint: das matt schimmernde Antlitz mit den großen dunklen Augen, die so schelmisch blitzen, die vollen roten Lippen. Wie glücklich war er noch vor einem Jahr ... Er hat eine schöne Hoffnung begraben müssen. Und wie freundlich hatte es doch angefangen ... Während der Erinnerung entspannt sich Chopins Gesicht zu einem wehmütigen Lächeln. Unbewußt geht er zum Flügel zurück, öffnet den Deckel — und schon beginnen die Finger der rechten Hand wie von selbst in munteren Triolen zu kreisen: kokett, verspielt und lustig. Übermütig schaukelt der Baß in wiegendem Gegenrhythmus. In feurigem Presto-Tempo spielt Chopin die kleine f-Moll-Etüde opus 25 zu Ende: Das wenigstens ist ihm geblieben — Marias Seele in all ihrer jungmädchenhaften Unbekümmertheit hat er in dieser heiter quirlenden Musik eingefangen.

Damals glaubte er sich auf dem Gipfel der Seligkeit. Noch ganz erfüllt von den heiteren Erinnerungen an das Wiedersehen mit den Eltern in Karlsbad, traf er auf der Durchreise in Dresden alte polnische Freunde: Die Gräfin Wodzinska mit ihrer Tochter Maria. Er war betroffen von der Schönheit der neunzehnjährigen Komteß. Wie hatte sie sich verändert seit jenen fernen Jugendtagen, da sie mit ihren Brüdern und dem kleinen Frédéric im Pszennyschen Hause kindlich herumgetollt hatte. Wie anmutig weiß sie zu plaudern, und wie liebreizend klingt ihre Stimme, wenn sie zu Chopins Begleitung alte polnische Weisen singt. Ja sogar im Komponieren hat sie sich

Meine Mutti macht es richtig!



Immer, wenn sich meine Mutti etwas Besonderes für ihre Küche anschafft, steht „Bauknecht" drauf. Sie sagt, sie weiß weshalb – und sie ist glücklich und zufrieden. Und ich freu' mich tagtäglich über die guten und so überaus gesunden Obst- und Gemüsesäfte aus der Trifix. Sie auch?



Bauknecht-Trifix
Der Mixer mit Auslauf
Das ideale Gerät für den modernen Haushalt: mixt, zerkleinert, entsaftet.
Kernstück + Mixer DM 175.–
Weitere Aufsteckteile: Saftzentrifuge, 3 Rohkostraspeln, Zitruspresse

Bauknecht-Allfix
Das Herz der Küche
Eine unentbehrliche Helferin in jedem größeren Haushalt.
Kernstück + Mixer + Rührwerk DM 370.–

Bauknecht-Kühlschränke
Vollraum-Nutzung +Aromaschutz



Beliebt wegen ihrer einzigartigen Vorzüge und ihres hohen Gebrauchswertes.

Für jeden Haushalt der geeignete Kühlschrank von DM 398.- bis DM 759.–

Gutschein Nr. 111 für die interessanten Druckschriften „Im Dienste der Hausfrau". Ausschneiden, auf Postkarte kleben und als Drucksache absenden an G. BAUKNECHT GMBH. Stuttgart-S, Heidenklinge 20



im Dienst der Hausfrau



BELLAPLASTIK

die Prinzeß-Modelle mit der neuen formbetonenden Naturplastik-Einlage.

BELLAPLASTIK P
Büstenhalter aus feinem PERLON-Taft (siehe Abbildung) **DM 6.50**

BELLAPLASTIK PL
PERLON-Modell in Long-Line-Form.

BELLAPLASTIK PJ
PERLON-BH ohne Ansatz für die jugendlich schlanke Figur.

QUICKSTEP 38 T (siehe Abbildung)
Elastik-Schlüpfer aus feinem Zweizug-Gummi. Vorderteil aus doppeltem PERLON-Taft. **DM 19.90**







schon versucht, und Chopin war so entzückt von einer ihrer Melodien, daß er bei einer Soirée über dieses Thema improvisierte.

Chopins leicht entzündbares Herz ist entflammt, seine Seele in einem ähnlichen Aufruhr wie damals, als er Konstanze aus der Ferne anbetete. Aber diesmal wagt er den entscheidenden Schritt und gesteht seine Liebe. Niemals wird er jenen Septembernachmittag des Jahres 1835 vergessen, als er in der „blauen Stunde" der herbstlichen Dämmerung neben Maria auf dem kleinen Diwan saß und Zukunftspläne schmiedete. In die Nähe von Warschau wollte er mit ihr nach der Hochzeit zurückkehren, dort in Ruhe und Einsamkeit ländlicher Stille komponieren.

Marias Mutter war mit dem Verlöbnis einverstanden, hielt es aber für richtiger, die Hochzeit noch aufzuschieben, da ihr Chopins schwächliche Gesundheit Sorgen machte.

Und dann war die Abschiedsstunde gekommen. Blaß und mit Tränen in den Augen stand Maria vor ihm. Chopin überreichte ihr das Manuskript seines As-Dur-Walzers op. 69 Nr. 1, den er für sie komponiert hatte. „Abschiedswalzer!" sagte Maria wehmütig lächelnd. Aus dem großen Strauß auf dem Tisch zog sie behutsam eine halb erblühte Rose, um sie ihm zu geben. Das war der Abschied gewesen ...

Ein Jahr ist es her! Chopin starrt auf die vertrockneten Rosenblätter, deren welker Duft aus dem kleinen Briefbündel emporweht. Vorbei — alles vorbei! Die Hoffnungen, die Zukunftspläne! Marias strenger Vater hat ein Machtwort gesprochen. Sie wird nun den begüterten Grafen Friedrich Skarbek heiraten ...

Chopin bündelt die Briefe, legt die Blätter der Rose dazwischen und verwahrt die Erinnerungen an seine Liebe in einem großen, weißen Umschlag. Einen Augenblick hält er zögernd die Feder in der Hand — dann schreibt er darauf: „Moia Biéda" (Mein Leid) und senkt das mit einem schmalen rosa Band verschnürte Päckchen in die tiefste Ecke seines Schreibsekretärs.

DEZEMBER 1836

Balzac, Gräfin d'Agoult, Gutmann ..." Franz Liszt läßt das Blatt mit den Namen der Gäste für die Soirée bei Chopin sinken und blickt gedankenvoll zu dem Freund hinüber, der vor dem Spiegel steht und prüfend seine perlgraue Seidenweste zurechtzupft. „Fehlt noch jemand?" fragt Chopin über die Schulter zurück.

„Du willst George Sand offenbar nicht einladen", antwortet Liszt enttäuscht.

Chopin zuckt die Achseln. „Ich mag sie nicht."

„Ich weiß", ruft Liszt etwas verärgert, während sich auf seiner Stirn eine Unmutsfalte bildet, „aber warum ist sie dir nicht sympathisch?"

„Ist diese Dame überhaupt eine Frau? Ich möchte es fast bezweifeln." Gelangweilt wendet sich Chopin wieder seinem Spiegelbild zu.

„Bloß weil sie Hosen trägt, Zigaretten raucht und sich wie ein Mann gebärdet? — Ich dachte, du bist ein vorurteilsloser Künstler!" Leise Ironie schwingt in Liszts Worten.

Beschwörend hebt Chopin die Arme. „Ich mag es nun mal nicht, wenn jemand auffällt, und ich kann Frauen nicht leiden, die so wenig auf ihren Ruf bedacht sind."

„Nur weil sie geschieden ist? Sie ist doch eine vortreffliche Mutter. Sieh dir ihre Kinder an. Maurice ist mit seinen vierzehn Jahren ein glänzend erzogener Junge, und die kleine Solange ist anmutiger und liebenswürdiger als andere kleine Mädchen von neun Jahren."

„Warum ereiferst du dich so?" fragt Chopin. „Es mag ja sein, daß Madame Sand keine schlechte Mutter ist — aber sie ist durch ihre Affären ins Gerede gekommen."

Liszt legt die Fingerspitzen seiner langen schmalen Hände gegeneinander und lehnt sich im Sessel zurück. „Frédéric", beginnt er eindringlich, „du darfst diese Frau nicht mit provinziellen Maßstäben messen — eine berühmte Schriftstellerin, die selbst ein Dichter wie Balzac bewundert, eine Frau, die mit den bedeutendsten Geistern unserer Zeit befreundet ist!"

„Ich weiß, wie befreundet sie zum Beispiel mit Alfred de Musset war, und wie schnöde sie ihn verließ, als er krank war. Ist der bedauernswerte Romancier nicht fast daran zugrunde gegangen?"

„Wir kennen die tieferen Gründe nicht, Frédéric", lenkt Franz Liszt ein, „wir können nicht beurteilen, warum sie sich wirklich von Musset getrennt hat. Und daß sie nicht bei ihrem Mann geblieben ist, bei jenem unbedeutenden Baron Dudevant, das ist doch verständlich. Einer genialen Frau muß man schon einiges zugutehalten."

Chopin will sprechen, aber der temperamentvolle Freund hat sich in Feuer geredet und läßt ihn nicht zu Worte kommen. „Und nicht nur eine bedeutende Frau", ruft er, „auch eine so schöne ...!"

„Schön?" Chopin blickt ihn überrascht an.

„Ja, eine interessante Schönheit", schwärmt Liszt, und als er Chopins erstaunten Augen begegnet, fügt er hinzu: „Natürlich ist sie mit ihren 33 Jahren kein junges Mädchen mehr — aber die Grazie, mit der sie sich bewegt, ihr Charme ..."

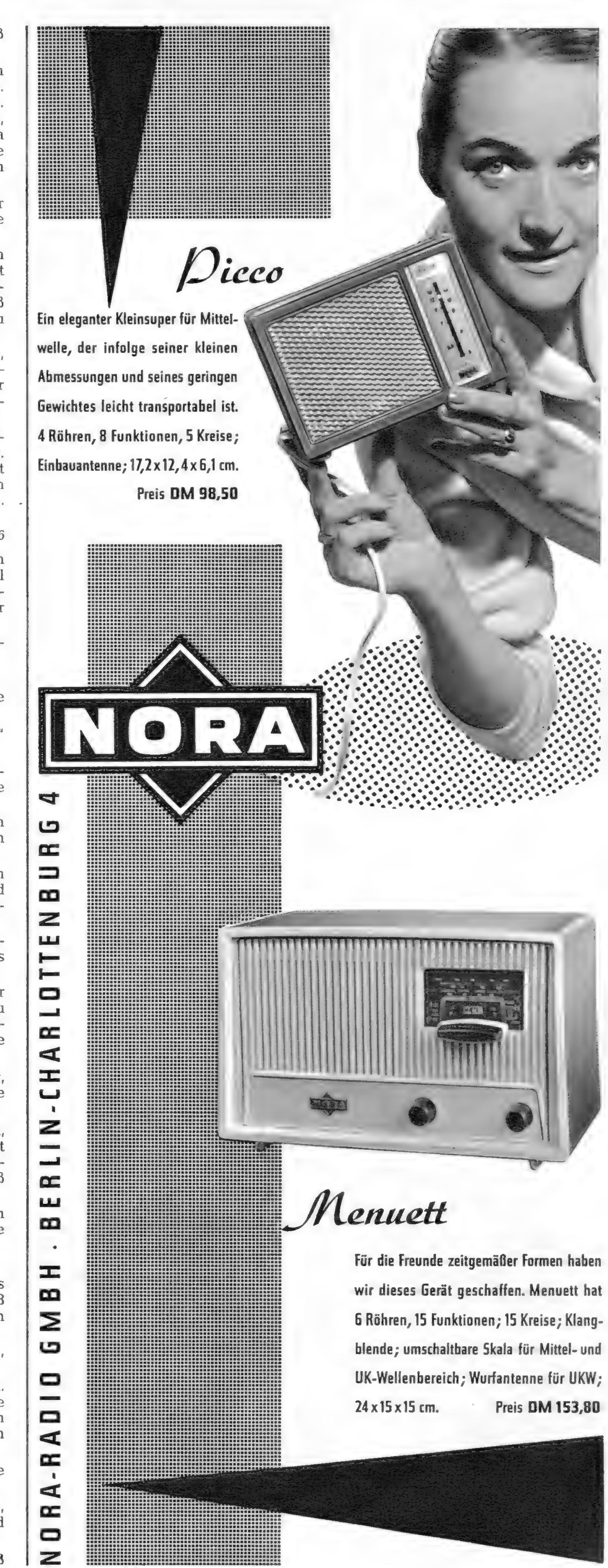
„Mir ist bisher nur ihre grobe Nase und ihr zu kleines Kinn aufgefallen", unterbricht ihn Chopin spöttisch.

„Aber die Augen, diese schwarzen Samtaugen unter den schweren Lidern. Augen, die so eigentümlich dicht beieinanderstehen — und darüber die feingezeichneten Brauen. Welcher Geist strahlt aus diesen Augen, welch magische Anziehungskraft!" Liszt ist aufgesprungen und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Chopin lächelt. „Wer dich so sprechen hört, könnte meinen, nicht die Gräfin d'Agoult, sondern George Sand sei deine Herzensfreundin."

Liszt lacht hellauf. „Mich begeistern nun mal kluge Frauen, und ich hoffte, ich würde dich mitreißen können. Denn ich weiß, wie gerne George Sand dich näher kennenlernen möchte."

Sinnend streift sich Chopin seine weißen Handschuhe über. „Ich muß





Sie lieben das Theater
oder besuchen ein gutes Konzert

und an diesem Abend möchten Sie im Kreise festlich gekleideter Menschen ebenfalls gut aussehen. Ihr schönstes Kleid, Ihre elegantesten Schuhe liegen schon bereit. Sehr feine, hauchdünne Strümpfe gehören noch dazu. Und im Farbton müssen diese Strümpfe sehr gut abgestimmt sein zur Farbe des Kleides und der Schuhe und selbstverständlich auch zu Ihrem Teint, zu Ihrer Bein-Hautfarbe.
Wenn Sie sehr feine Strümpfe lieben mit einem zarten matten Seidenschimmer und hohe Ansprüche stellen an den faltenlosen Sitz Ihrer Strümpfe am Bein, dann wählen Sie einen DURA *arista* mit haarfeiner Naht. Für ausgeschnittene Abendsandaletten erhalten Sie den DURA *esprit* ohne Spitzen- und Fersenverstärkung. Die schönen DURA-Strümpfe gibt es in acht verschiedenen Farbnuancen und für alle Gelegenheiten in den guten Textilgeschäften.







Ein Geschäft an Ihrem Ort nennen wir Ihnen gerne, wenn Sie uns schreiben.
DURA FEINSTRUMPF-FABRIK W. DOEHNER GMBH KONSTANZ



MARTINI ROT
ist ein Spitzenerzeugnis der deutschen Wermut-Industrie. Wir stellen ihn nach dem Turiner Geheimrezept unter Verwendung der Original-MARTINI-Kräutermischung her. Den Freunden des italienischen Vermouth empfehlen wir den MARTINI ROSSO echter Torino, das Vorbild unseres deutschen MARTINI.



Blitzschnell
muß bei solchen Schnappschüssen die Camera aufnahmebereit sein.

SUPER *Paxette* II

mit Wechseloptik, gekuppeltem Meßsucher, Schnellaufzug und Prontor SVS-Verschluß vereinigt in vorbildlicher Weise alle Vorzüge einer System-Kleinbildcamera.

mit Steinheil-Cassarit 1:2,8/45 DM **198.-**
mit Schneider-Xenar 1:2,8/50 DM **243.-**
mit Zeiss-Tessar 1:2,8/50 DM **285.-**



CARL BRAUN · CAMERA-WERK · NÜRNBERG

jetzt fort — meinetwegen lade Madame Sand ein, wenn dir soviel daran liegt."

Liszt nickt ihm zu, und befriedigt schreibt er mit großen, kräftigen Buchstaben noch einen Namen auf die Gästeliste, den Namen George Sand.

DER MINUTENWALZER. SEPTEMBER 1838

Die letzten Sonnenstrahlen fallen in den eleganten Salon mit den grünbezogenen Sesseln und auf das zierliche Tischchen mit der großen, chinesischen Vase, in der bunte Astern leuchten.

Es wird Herbst. Chopin blickt mit leiser Wehmut auf die Jardinière mit dem roten Laub und setzt sich an den Kamin, in dem George Sand vorsorglich ein Feuer für den Freund anzünden ließ. Er beugt sich nieder und stochert ein wenig in dem glimmenden Feuer.

„Ist es dir nicht warm genug?" hört er plötzlich ihre warme, tiefe Stimme. Lautlos ist George Sand ins Zimmer getreten. Schnell wendet sich Chopin um, und mit strahlenden Augen betrachtet er ihre malerische Erscheinung: wie sie vor ihm steht in den langen roten Hosen, den zitronengelben Pantoffeln und der weit fallenden schwarzen Samtjacke. Wie gut paßt das alles



Eugéne Delacroix, der zum Freundeskreis Chopins und der Sand gehörte, schuf Anfang der vierziger Jahre dieses Porträt des Komponisten.

zu dem fremdländischen Schnitt ihres Gesichts und der lässigen Grazie ihrer Bewegungen.

„Gefalle ich dir?" fragt sie.

„Eine andere Frau könnte das nicht tragen", konstatiert er.

„Mein Großvater, der Vogelhändler, und meine Mutter, die Marketenderin, wären schon einverstanden mit meinem Aufzug!"

„Aber was würde dein Urahn dazu sagen — der Maréchal de Saxe — oder auch nur dein adliger Vater?" neckt Chopin zurück.

„Ist heute eine deiner Stunden ausgefallen? Du bist früher gekommen als sonst!" fragt George und schiebt eifrig den niedrigen, sorgfältig gedeckten Tisch mit dem schönen alten Porzellan in die Nähe des Kamins. Dann gießt sie ihrem Gast seine gewohnte Schokolade ein, die er jeden Nachmittag bei ihr zu trinken pflegt. Wohlgefällig beobachtet Chopin, wie sie mit ihren kindlich kleinen Händen die Zuckerstücke austeilt.

„Hast du dich nun entschieden? Wirst du uns begleiten? Es würde dir so gut tun!" fragt sie, während sie ihm Gebäck auf den Teller legt.

Unentschlossen rührt Chopin in seiner Tasse. „Mallorca? — Jetzt? — Willst du wirklich die weite Reise machen, George?"

Sie nickt. „Ja, es muß sein. Maurice braucht südliche Sonne und Wärme gegen sein Rheuma. Und für dich, Frédéric, wäre es auch so gut. Dein Husten macht mir Sorgen. Außerdem könntest du in Ruhe deine Préludes vollenden. Komm doch gleich mit uns!"

Chopin wehrt ab. „Was sollen die Leute sagen, wenn wir zusammen reisen?"

Ihr Mund kräuselt sich verächtlich. „Die Leute? — Sind sie dir immer noch so wichtig?"

Mißmutig brummt Chopin. „Mir genügt schon, was sie jetzt über uns reden. Weißt du, wie sie uns nennen? ‚Monsieur Sand und Mademoiselle Chopin!'" Empört runzelt er die Brauen.

George Sand lacht vergnügt. „Ein hübsches Bonmot! Aber ärgere dich

Schenke groß oder klein,
aber immer gediegen.
Wenn die Bedachten
die Gaben wiegen,
sei dein Gewissen rein.
(Ringelnatz)

Dujardin
Marke
Imperial

... DARAUF EINEN
Dujardin
DER WUNDERVOLLE
WEINBRAND

In den geschmackvollen Geschenkpackungen

Flügel und Pianinos von Weltruf

Pianinos (3 Größen) ab DM 3 250.–
Stutzflügel (3 Größen) ab DM 6 700.–
Salonflügel (2 Größen) ab DM 8 600.–
Konzertflügel (2 Größen) ab DM 12 000.–

Alle Modelle in verschiedenen Formen, Farben und Holzarten

Bitte fordern Sie unseren farbigen Modell-Katalog „Der unnachahmliche Klang"

STEINWAY & SONS

NEW YORK - LONDON - **HAMBURG 36 COLONNADEN 29** - BERLIN-CHARLOTTENBURG HARDENBERGSTRASSE 9





HANS MÜLLER KG. WEINKELLEREI RASTATT

nicht, Frédéric, über Liebesleute wird immer getuschelt." Sie überlegt einen Augenblick. „Ich mache dir einen Vorschlag", sagt sie dann. „Treffen wir uns in Perpignan — ich reise mit den Kindern voraus, und du kommst nach. Vielleicht merkt es dann keiner in Paris, daß wir zusammen fort sind", fügt sie mit einem etwas mokanten Lächeln hinzu.

„Gut, wenn du meinst", sagt Chopin nach kurzem Zögern.

George Sand atmet erleichtert auf. Es ist schwer, Frédéric zu einem Entschluß zu bewegen. Liebevoll schaut sie zu ihm auf, nähert sich ihm und legt ihren Kopf auf seine Schulter. Indessen macht sich ihr weißes Hündchen bemerkbar, das aufgeregt seinen eigenen Schwanz zu erhaschen versucht. In einer plötzlichen Laune sagt sie: „Schau, wie Plaisir sich dreht! Frédéric, das solltest du in Musik setzen!"

Heiter springt Chopin auf und schlägt noch im Stehen mit der rechten Hand spielerisch auf dem Tafelklavier ein kleines Motiv an. Lustig kreist es immer wieder um den gleichen Ton. Lächelnd läßt sich Chopin auf den Klaviersessel niedersinken, und während die Rechte noch immer das Motiv wiederholt, beginnt die Linke mit einer sanft harmonischen Begleitung im Walzerrhythmus einzusetzen.

„Reizend!" ruft ihm George Sand entzückt zu.

„Nennen wir das Stückchen ‚Valse au petit chien'!" lacht Chopin und fährt mit einem übermütigen Glissando über die ganze Klaviatur von unten nach oben.

„Minutenwalzer" wurde dieser anmutige Einfall einer glücklichen Stunde später genannt.

MALLORCA. 1838—1839

Zwischen Fels und Meer", schreibt Chopin an den Freund Fontana, „in einem verlassenen, gewaltigen Kartäuserkloster, kannst du dir mich in einer Zelle, deren Türe größer ist als in Paris die Haustore, unfrisiert, ohne weiße Handschuhe und blaß wie immer, vorstellen? Die Zelle hat die Form eines Sarges mit einem hohen, verstaubten Gewölbe. Ein kleines Fenster, vor diesem Orangenbäume, Palmen und Zypressen. Dem Fenster gegenüber, unterhalb einer Filigranrosette im maurischen Stil, steht mein Bett. Daneben ein alter, viereckiger intouchabler Schreibkasten, der sich kaum benützen läßt, auf ihm ein Bleileuchter (der Luxus ist hier groß!) mit einer kleinen Kerze. Bachs Werke, mein Gekritzel, nicht mir gehöriges Gerümpel. Eine Stille — man kann schreien — es bleibt immer still. Unter dem hiesigen Himmel durchdringt dich ein eigenartiges, poetisches Gefühl, das alles hier zu atmen scheint; Adler schweben, von niemandem verscheucht, täglich majestätisch über unseren Häuptern dahin. Kurz, ich schreibe an dich von einer ganz merkwürdigen Stätte aus."

Seit Anfang November lebt George Sand mit ihren Kindern und Chopin auf Mallorca, jener paradiesischen Baleareninsel vor der spanischen Mittelmeerküste.

Chopin ist krank.

Sein dauernder, mühsam unterdrückter Husten, die durchscheinende Blässe seines Gesichts und die roten Flecken auf den eingefallenen Wangen lassen keinen Zweifel mehr an seinem Leiden. Fröstelnd, den Mantelkragen hochgeschlagen, wandelt er durch Palma, die malerische Hauptstadt der Insel. Inmitten der kraftstrotzenden Weinbauern und Fischer ein von der Schwindsucht Gezeichneter.

Der Bürgermeister war eines Tages selbst gekommen und hatte Madame Sand vorsichtig und in aller Höflichkeit gefragt, ob sie nicht mit dem Kranken fortziehen könne. Ein idyllisches Kloster, ein paar Meilen weiter, böte mehr Ruhe für den Künstler, ja, und man fürchte sich auch vor der Ansteckung. „Sie verstehen, Madame, die Kinder . . ."

So zogen die Liebenden in die einsame Abtei Valdemosa, die nur noch von einem freundlichen Verwalter und einer Hausbeschließerin bewohnt wurde.

Aber so sehr Chopin auch von der wundersamen Schönheit der Insel entzückt ist — sein Gesundheitszustand will sich nicht bessern. Vor allem nachts, wenn er von Atemnot gepeinigt, allein in seiner düsteren Klosterzelle aufrecht im Bett sitzt, überfällt ihn lähmende Angst. Doch am Tage, wenn George Sand bei ihm ist, wenn zu ihnen das fröhliche Lachen der Kinder aus dem Garten heraufönt, weichen auch oft die Schatten. Eifrig komponiert er, und das Manuskript seiner 24 Préludes, die durch alle Tonarten streifen, ist fast fertig.

Sorgenvoll beobachtet ihn George Sand heute bei der Arbeit. „Er ist ja so schön — er hat etwas Zartes und Strenges, Keusches und Trauriges zugleich im Ausdruck", denkt sie, während sie ihm frische Milch neben die Papiere stellt. „Ich muß heute nach Palma mit den Kindern, um einzukaufen, unsere Vorräte sind zu Ende", flüstert sie, „aber ich komme schnell zurück", beruhigt sie ihn, als er nervös aufblickt.

Endlos lang erscheint Chopin der Nachmittag in dem ausgestorbenen Kloster. Die Luft wird gewittrig schwül, das Atmen bereitet ihm Mühe. Er öffnet das kleine Fenster und blickt hinaus.

Mit rasender Geschwindigkeit ballen sich am Himmel dunkle Wolken zusammen, die Zypressen im Garten biegen sich unter jähen Windstößen. Finsternis umfängt ihn.

Dann zucken die ersten Blitze, erhellen für Augenblicke die düstere Zelle, lange hallt in den hohen Gewölben des Klosters der dumpfe Donner nach.

Erschöpft hat sich Chopin auf das Bett geworfen, aber er findet keine Ruhe. „Wenn George unter einem Baum Schutz gesucht hat — unter einem Baum, in den vielleicht der Blitz einschlägt!" Er sieht das quälende Bild so deutlich vor sich, daß er aufspringt. „Ich muß mich beruhigen", flüstert er und stürzt aus der Zelle. Der Gang, der lange, finstere Gang ist menschenleer. — „Aber dort hinten, was ist das für ein Licht, was kommt ihm dort entgegen? Mönche in langen Gewändern, Kerzen in den Händen? Was für klagende Gesänge?" — War es Wirklichkeit, das furchtbare Bild? „Sie ist tot!" schreit Chopin auf. Zitternd stürzt er in die Zelle zurück, keuchend läßt er sich auf sein Bett fallen. Dann wird es dunkel um ihn. „Bin ich auch tot?"



Hergestellt von Spezialisten . . .

Man wird leicht einsehen, daß es einen wesentlichen Unterschied ausmacht, ob ein Unternehmen viele Fabrikate herstellt oder ob es seine ganze Leistungskraft nur einem einzigen Erzeugnis zuwendet. Scharpf ist ein Spezialwerk und baut nur Waschmaschinen und Wäscheschleudern. Wer daher eine Scharpf-Waschmaschine kauft, hat eine wirklich gute Wahl getroffen, denn Scharpf-Waschmaschinen werden von Männern hergestellt, die nur diese eine Aufgabe kennen und sich ihr ganz verschrieben haben. Die Abbildung zeigt Ihnen das vielbegehrte Scharpf-Modell HW 54, eine Kombination, die Waschen und Trocknen in einem Gerät vereinigt. Daneben gibt es viele andere Scharpf-Modelle, passend für jede Haushaltgröße, in verschiedenen Preislagen. Fragen Sie Ihren Fachhändler. Oder schreiben Sie uns bitte und verlangen Sie unseren ausführlichen, farbigen Prospekt 81, der Ihnen gern kostenlos zur Verfügung steht.



GEBR. SCHARPF KG · STUTTGART-ZUFFENHAUSEN



Sammelmappe: die 12 wertvollen Hefte des ganzen Jahres sind immer nachschlagebereit zur Hand! Der dauerhafte Leinenband mit Goldprägung und Stabmechanik zum Preis von DM 4.50 entspricht einem häufig geäußerten Leserwunsch. Bedienen Sie sich bitte des Bestellscheines; ein ausführliches Inhaltsverzeichnis mit Register für die bisher erschienenen Hefte wird mitgeliefert.

An den Kindler und Schiermeyer Verlag, München 8, Lucile-Grahn-Str. 37

Ich bestelle hierdurch .... Sammelmappen für die Monatsschrift **Das Schönste** zum Preis von DM 4.50 einschl. Porto und Verpackung.

Ich habe auf Ihr Postscheckkonto (München 6084) DM .... überwiesen.

Name: .... Vorname: ....

Ort/Zustellpostamt: ....

.... Straße, Nr. ....



haucht er. Eisige Kälte strömt durch seine Glieder. Es ist ihm, als fielen unablässig schwere Tropfen auf seine Brust. Wehrlos und matt liegt er auf seinem Lager und dreht kaum den Kopf, als die Tür plötzlich geöffnet wird. Dann aber fährt er entsetzt in die Höhe. „George, ich wußte es, daß ihr tot seid!" ruft er mit weit aufgerissenen Augen.

George Sand stürzt auf ihn zu, mit aufgelöstem Haar, barfuß und triefend vor Nässe. „Frédéric, beruhige dich, ich bin es, ich bin wieder bei dir. Die Kinder habe ich in Palma gelassen. Meine Schuhe habe ich unterwegs verloren — die Wege sind ja wie reißende Bäche. — Frédéric, komm doch zu dir!" Zärtlich streicht sie ihm über das Gesicht.

„Aber die kalten Tropfen auf meiner Brust", stöhnt der Kranke.

„Das sind die Regentropfen, die auf das Dach schlagen, Frédéric, hör nur, wie es draußen gießt!"

„Und die Kerzen — der Trauerzug?" murmelt Chopin.

„Die Beschließerin ist mit einem Leuchter durch das Kloster gegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Es ist wirklich nichts weiter. Beruhige dich, Frédéric."

Es wird eine schwere Nacht für George Sand. Während sie wachend neben Chopin sitzt, der immer wieder aus leisem Schlummer mit angstgeweiteten Augen hochfährt und nach ihrer Hand tastet, beschließt sie, sobald wie möglich mit ihm nach Paris zurückzukehren.

Ein paar Tage später werden die Koffer auf den altertümlichen Wagen geladen, der die Reisenden nach Palma bringen soll. Leidenden Gesichts läßt Chopin das Rütteln des schlecht gefederten Vehikels auf dem hartverkrusteten, steinigen Weg, der mehr einem ausgetrockneten Flußbett als einer Straße gleicht, über sich ergehen. Den Anstrengungen der Fahrt ist er nicht gewachsen — noch ehe die Reisenden Palma erreicht haben, bekommt Chopin einen Blutsturz.

Ohne sich ihre Angst anmerken zu lassen, bringt George Sand den Kranken in das kleine, primitive Hotel, wo er sich langsam wieder erholen soll. Aber Chopin ist von Unruhe ergriffen: „Ich muß heim!" Und er gesteht ihr, daß ihn Furcht und düstere Ahnungen verfolgen.

George Sand beruhigt ihn: „Das hat nichts zu bedeuten, es sind nur deine Nerven, Frédéric. Denke doch an den schrecklichen Gewittertag. Und jetzt ist aus deinem bösen Traum etwas so Schönes geworden . . ."

Chopins Gesicht verklärt sich. „Das Regentropfen-Prélude ist das beste von allen geworden", flüstert er.

„Ja", sagt sie — „und ein einziges Prélude von dir enthält mehr Musik als alle Posaunenklänge Meyerbeers."

Aufmunternd nickt sie ihm zu. „Nächste Woche können wir weiterreisen. Es ist wieder Markt, und ein Boot geht zur Küste."

Es wird eine grauenhafte Reise. Eingezwängt zwischen Schweinen und Hühnern, die zum Markt gebracht werden, sitzen die Passagiere auf Deck. Das Quieken der aufgeregten Tiere, der Gestank und der Schmutz machen Chopin die Überfahrt zu einer nicht endenwollenden Qual.

George Sand leidet nicht weniger. Alle Versuche, ihn abzulenken, scheitern. Angeekelt starrt Chopin vor sich hin und fühlt sich sterbenselend. Erleichtert führt George Sand den Schwankenden in Barcelona an Land. „Das Schlimmste haben wir hinter uns", denkt sie dankbar. Aber im Hotel erleidet Chopin einen neuen Blutsturz — die Weiterreise muß wieder verschoben werden.

Die nächste Station heißt Marseille. Chopin fühlt sich kräftiger, er will sofort nach Paris weiterfahren. Aber der Arzt verbietet es streng: in Paris ist es noch zu winterlich. Chopin muß vorläufig noch im Süden bleiben.

In Marseille erholt er sich überraschend schnell. Die Post brachte gute Nachrichten. Alle Sorgen scheinen von ihm genommen zu sein. Auch Julian Fontana schreibt Erfreuliches: die Verleger haben seine Kompositionen zu guten Honoraren angekauft. So ist er frei von finanzieller Not, und freudig blickt er der Zukunft entgegen. Selbst der Schmerz über den Tod seines Freundes Nourrit wandelt sich zu abgeklärter Trauer. Gefaßt tritt er den Angehörigen des berühmten Sängers entgegen, als sie Chopin bitten, bei der Totenmesse für den Freund die Orgel zu spielen.

Langsam steigt Chopin die Stufen zur Orgelempore hinauf. Er blickt hinunter in das Kirchenschiff, wo vor dem Altar auf schwarzverhängtem Katafalk der Sarg mit der sterblichen Hülle Adolphe Nourrits ruht.

Der Liebling der Pariser, der gefeierte Tenor, hatte seinem Leben selbst ein Ende gesetzt. In Genua — nach einer Opernvorstellung — hatte er sich in einem Anfall von Schwermut aus dem Fenster gestürzt. Die schreckliche Nachricht erhielt Chopin noch in Valdemosa.

Mit schmerzlicher Genugtuung macht sich Chopin nun bereit, dem Freund einen letzten Liebesdienst zu erweisen. Wundersam schwingen zarte Töne durch die von Weihrauchduft erfüllte Kirche, glänzen silberhell und überirdisch schön, getragen von sanft ineinander gewobenen Harmonien: Chopin improvisiert über die Melodie des Schubertliedes „Die Gestirne".

BEI GEORGE SAND IN NOHANT. 1845

An dem hohen, fast bis zum Boden reichenden Fenster des Gastzimmers auf Schloß Nohant sitzt Eugène Delacroix, einen Skizzenblock auf den Knien. Aber er zeichnet nicht, untätig gibt er sich dem Wohlbehagen hin. Er blickt auf den geräumigen, sauberen Hof und atmet den Duft der emporrankenden Rosen ein. Es ist ein stiller, warmer Sommernachmittag, erfüllt von Bienengesumm und leisem Vogelgezwitscher in den Büschen. Aus dem gegenüberliegenden Wohntrakt tönt zartes Klavierspiel durch die angelehnten Fenster: Chopin komponiert. Im anderen Flügel des großen Herrenhauses sind die Fenster weit geöffnet, und das Rollen der Billardkugeln und Klicken der Queues mischt sich mit dem fröhlichen Lachen der Spieler. Welcher Frieden! Hier kann wirklich jeder der Gäste tun und lassen, was ihm gefällt! Die Sand ist eine großzügige Gastgeberin! denkt Delacroix und lehnt sich wohlig in den bequemen Sessel zurück. Sein schmales Gesicht mit den tiefliegenden Augen unter den buschigen Brauen sieht nicht mehr so leidend aus wie in der Stadt. Die Landluft und die Ruhe tun ihm gut. Er streicht sich gedankenvoll den gepflegten Spitzbart und greift nach dem



in vielen aparten Geschenkpackungen ab DM 3.50

JOHANN MARIA FARINA
GEGENÜBER DEM JÜLICHS-PLATZ
ÄLTESTE BESTEHENDE EAU DE COLOGNE FABRIK KÖLN AM RHEIN



Schenken Sie 12mal Freude!

Weihnachten gibt Ihnen Gelegenheit, sich in sinnvoller Weise derer zu erinnern, die Ihren Dank oder Ihre Aufmerksamkeit besonders verdienen. Ob Sie an Menschen Ihres Lebens- oder Berufskreises denken, denen Sie eine anhaltende Freude vermitteln möchten, oder ob Sie junge Menschen fördern wollen — immer wäre ein

Geschenk-Abonnement auf Das Schönste

ein glücklicher Gedanke. Diese Monatsschrift für alle Freunde der schönen Künste öffnet den Blick für die gültigen Werte von heute und ehedem. Schicken Sie uns bitte den deutlich ausgefüllten Bestellschein; eine hübsche Geschenkkarte mit Ihrem Spender-Namen begleitet das Weihnachtsheft.

An den KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG, München 8, Lucile-Grahn-Straße 37

Ich bestelle hierdurch ab .... für 1 Jahr die Monatsschrift **Das Schönste** zum Preis von DM 1.50 pro Monat einschl. Zustellung. Die Jahres-Bezugsgebühr von DM 18.— zahle ich gleichzeitig / vierteljährlich / halbjährlich (1. Rate sofort).

Ich habe auf Ihr Postscheckkonto (München Nr. 60 84) DM .... überwiesen.

Name .... Vorname ....

Beruf ....

Ort/Zustellpostamt ....

.... Straße, Nr. ....

....

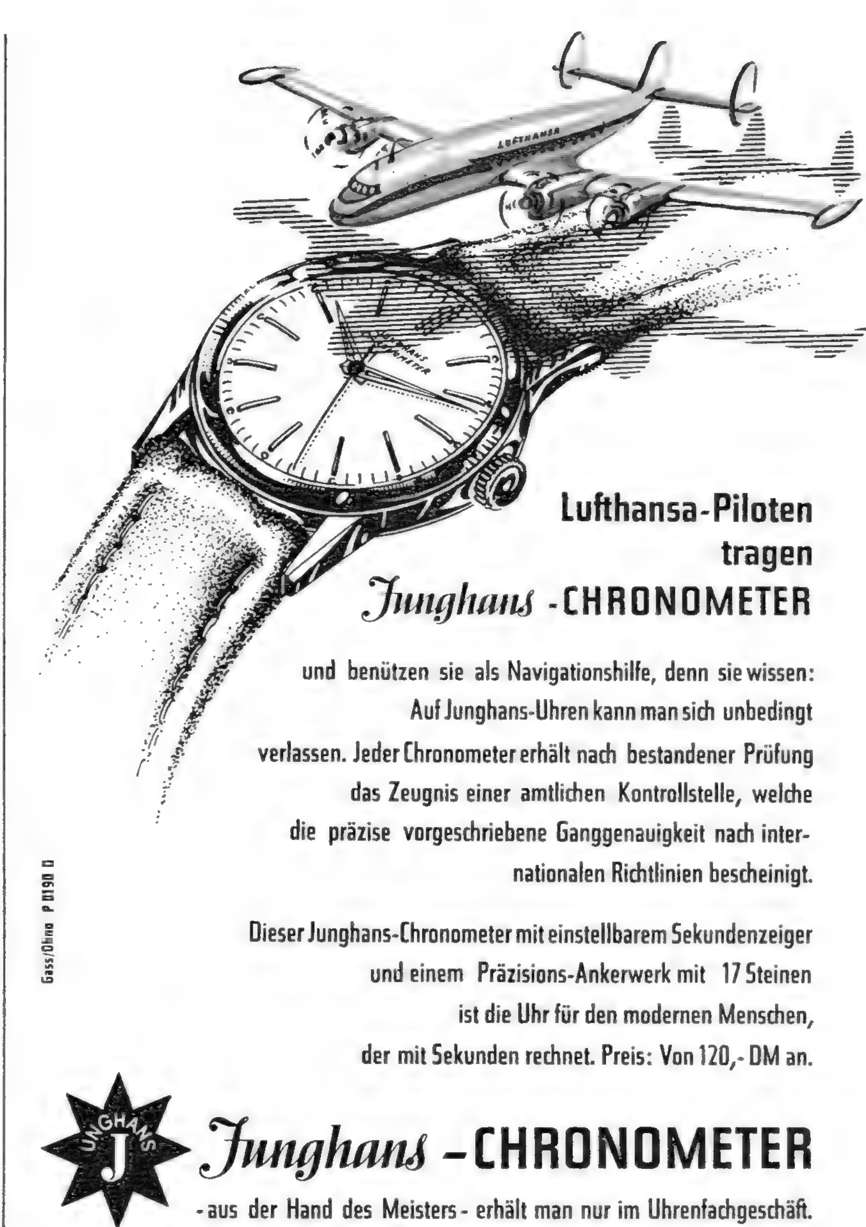
Datum Unterschrift

Die regelmäßige Sendung und die Geschenkkarte sind wie folgt zu adressieren:

Name .... Vorname ....

Ort/Zustellpostamt ....

.... Straße, Nr. ....



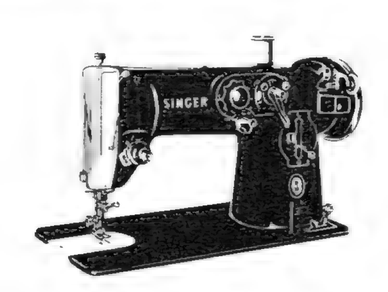


Eine besondere

WEIHNACHTSFREUDE

welche der ganzen Familie zugute kommt, ist die neue **SINGER Automatic.** Die Hausfrau wird begeistert sein von den unschätzbaren Leistungen dieser technisch vollendeten Singer-Schöpfung, die den gesamten Bedarf an Hauswäsche, Garderobe, Gardinen, auch jedwede Stickereien, so schnell, korrekt und schön herstellt, wie es menschlicher Hand nicht möglich ist.





Der interessante, neueste Prospekt wird kostenlos zugesandt von der Singer Nähmaschinen Aktiengesellschaft in Frankfurt am Main, Singerhaus 3

Zeichenstift. Doch schon nach den ersten skizzierenden Strichen wird er durch ein kräftiges Pochen an der Tür unterbrochen.

George Sand tritt ein. „Störe ich?" fragt sie näher tretend. „Aber keineswegs", lächelt Delacroix, „ich freue mich", und er schiebt ihr einladend einen Sessel zurecht. „Chopin ist noch bei der Arbeit?" Fragend bewegt er den Kopf zum offenen Fenster.

„Ja", seufzt George Sand, „Sie kennen ja seine Besessenheit. Er findet keine Ruhe. Wer weiß, wie viele Stunden er sich heute noch quälen wird."
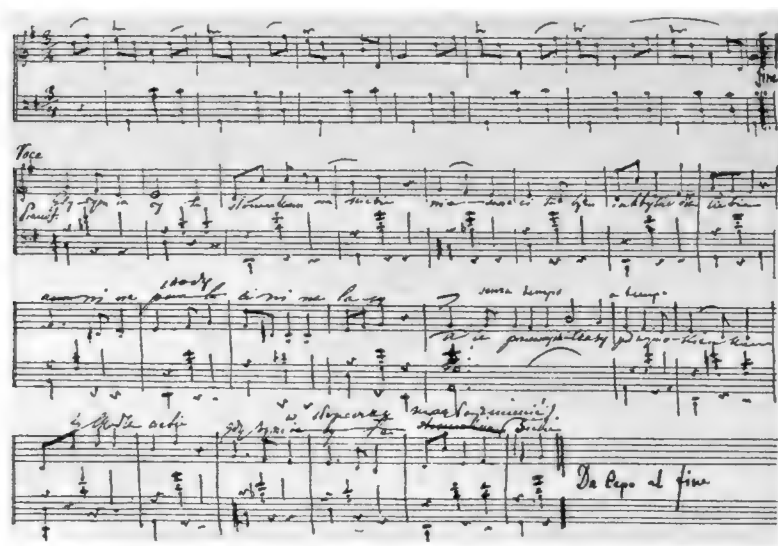
Delacroix nickt. „Er sollte mehr auf seine Gesundheit achten. Er sieht beängstigend leidend aus."

„Wie ein Todkranker", stimmt ihm George Sand zu. „Sein Husten ist wieder schlimmer geworden. Ich wundere mich oft, daß er dieses angestrengte Arbeiten aushält. Aber seltsamerweise geht es ihm zwischendurch immer wieder besser. In Paris hat man ihn schon oft totgesagt."

Delacroix schaut sie prüfend an. Er spürt den echten Kummer in ihrer Stimme. „Wie gut, daß Sie so für ihn sorgen!" sagt er warm.

George Sand lacht spöttisch auf. „Ich? — ich richte ihn ja angeblich zugrunde. Sie wissen ja, wie man in Paris über mich urteilt."

Delacroix lächelt fein. „Eine so vitale Frau und ein schwerkranker Mann — das können sich die Leute schwer zusammenreimen ... In Paris zerbricht man sich ja gern den Kopf über interessante Liebespaare." „Liebespaare?" erwidert George Sand nicht ohne Bitterkeit. „Seit Jahren bin ich ihm doch nur eine mütterliche Freundin." Dann fügt sie nachdenklich hinzu: „Es gibt



Die Handschrift Chopins: das Autograph des Liedes „Der Wunsch".

so viele Dinge zwischen zwei Liebenden ..." Betroffen blickt Delacroix in das ausdrucksvolle Gesicht der Schriftstellerin, die mit gefurchter Stirn aus dem Fenster starrt. Behutsam greift er nach ihrer Hand. „Madame Sand, wir alle, die wir Chopin genauer kennen und mit ihm befreundet sind, wissen, was Sie für ihn getan haben. Seine schönsten Kompositionen entstanden in den Jahren, seit er mit Ihnen zusammen lebt. Die große b-Moll-Sonate mit dem Trauermarsch, die Sonate in h-Moll, die f-Moll-Fantasie, die letzten Balladen, die Berceuse, die vielen Nocturnes, Walzer ..." Delacroix unterbricht sich und atmet schwer. „Madame Sand, er lebt ja nur in seiner Musik, und im Grunde weiß er nichts von der Welt der anderen Menschen — auch nichts von Ihrer Welt!"

George Sand nickt. „Das ist eben das Schwierige. Er läßt nur das gelten, was er versteht — und er versteht nur, was ihm wesensgleich ist." Lebhaft wendet sie sich Delacroix zu. „Aber was erzähle ich Ihnen. Das Bild, das Sie von Chopin gemalt haben, offenbart ja sein ganzes Wesen."

Verlegen spielt Delacroix mit seinem Bleistift. „Was für ein Kopf für einen Maler!" ereifert er sich. „Kühn und leidenschaftlich — zugleich empfindsam und reizbar. Hingegeben bis zum äußersten und zugleich in sich selbst versponnen und innerlich einsam. Eine Kerze, die an zwei Enden zugleich brennt und sich selbst aufzehrt."

„Ein schwieriger Partner für eine liebende Frau!" George Sand seufzt auf. „Er weiß es ja auch selbst. Neulich hat er zu mir gesagt: ‚Ich bin wie die hohe E-Saite einer Violine, die man auf einen Kontrabaß gespannt hat'."

„Ich glaube", meint Delacroix, „es ist vor allem seine Krankheit, die ihn so reizbar macht. Wenn es ihm wieder besser geht ..."

„Wenn man es ihm nur recht machen könnte! Seine Nörgelsucht bringt mich manchmal fast zur Verzweiflung, und die ständigen Reibereien zwischen ihm und Maurice. Ich muß immer wieder vermitteln zwischen ihm und meinem Sohn."

„Ist es denn in letzter Zeit schlimmer geworden?" fragt Delacroix besorgt.

„In letzter Zeit?" George Sand zuckt die Achseln. „Seit sein Vater vor einem Jahr starb ... Und dann der Tod seines Freundes Jan Matuszynski. Seinen polnischen Freunden hat er sich ja stets vorbehaltloser anvertraut als mir. Jan durfte ihm wenigstens noch Ratschläge geben, ohne daß er sich sofort bevormundet fühlte", sagt sie resigniert. „Eugéne, ich bin froh, daß Sie hier sind — das Zusammensein mit Ihnen tut ihm immer so gut ..."

Delacroix wehrt lachend ab. „Dabei bin ich für den Komponisten Chopin gar nicht der rechte Umgang. Ich habe nie etwas so Schönes über seine Musik gesagt wie Robert Schumann, der sie mit ‚unter Blumen versenkten Kanonen' verglichen hat. — Ich habe für seine Kompositionen kein richtiges Verständnis. Das weiß er ja auch." „Aber über Mozart seid ihr euch

Diesmal wieder
ARWA
das Geschenk
ARWA
ARWA



150 JAHRE
Doornkaat
aus Kornsaat



OPAL
KLEINMÖBEL
Mit OPAL-Kleinmöbeln zaubern
Sie Behaglichkeit in Ihr Heim.
Bezugsnachweis durch Karl Oppenländer & Söhne, Waiblingen-Stgt.



Elastofixo UND Fixoflex
UHRARMBÄNDER
BEIM KAUF STEMPEL AUF DER INNEN-SEITE BEACHTEN!
DEHNBAR · VERSCHLUSSLOS · FÜR
JEDEN ARM UND JEDE UHR PASSEND
RW
ERHÄLTLICH IN „GOLDANKER"-WALZGOLD, DOUBLEE, EDEL-
STAHL UND 14 KARAT GOLD – IN ALLEN FACHGESCHÄFTEN



Königsmarck'sche-Weine
bekannt -
begehrt und preiswert!
Immer geschätzt in der Familie
und stets willkommen als Geschenk!
1954er Pfaffenschwabenheimer, eigene Abfllg. 2,85
ein angenehmer, süffiger Wein
1955er Liebfraumilch „Schlosskrone", eigene Abfllg. . 3,10
mit besonderer Liebe gepflegt
1955er Königsmarcks Kirchherrenwein, eigene Abfllg. 3,20
viel Wein, Fülle
1955er Niersteiner Domtal, eigene Abfllg. 3,40
mild, mit netter Eleganz
1955er Ediger Osterlämmchen, eigene Abfllg. 3,60
ansprechende, kräftige Art
1955er Hattenheimer Wisselbrunn Rslg., eigene Abfllg. 3,80
frisch, lebendig, süffig
1954er Steinberger, eigene Abfllg. 4,00
mundig, schön, ausgeprägt
1955er Klüsserather Bruderschaft, eigene Abfllg. . . 4,30
ein recht guter Wein
1954er Rüdesheimer Bischofsberg, eigene Abfllg. . . 4,50
ein Wein bekannter Herkunft
1954er Johannisberger Erntebringer, eigene Abfllg. . 4,60
Frucht und Harmonie
1955er Zeltinger Himmelreich, eigene Abfllg. 4,80
milde Fülle, sehr gute Art
1953er Winkeler Gutenberg Rslg. 5,30
GvK-Kell.-Abfllg. gut ausgebaut
1955er Lieserer Schlossberg 5,50
GvK-Kell.-Abfllg., eleganter Mosel
1953er Mittelheimer Honigsberg Rslg. 6,00
GvK-Kell.-Abfllg., sehr gefällig
1953er Forster Ungeheuer Rslg. Spätlese 6,40
GvK-Kell.-Abfllg., ein Wein mit guten Eigen-
schaften
1953er Hattenheimer Heiligenberg Spätlese 6,70
GvK-Kell.-Abfllg., ein vielsagender Wein
1955er Uerziger Würzgarten, KvK-Kell.-Abfllg. 6,90
ein würziger, kräftiger Mosel
Unsere Abfüllungen tragen das GvK-Korkzeichen. Kauf ohne Risiko. Für die Qualität stehen wir ein und nehmen zurück, was nicht gefällt. Einschl. Glas und Verpackung werden sie geliefert; frachtgutfrei jeder Station, wenn der Rechnungsbetrag DM 40,— und mehr beträgt. Zahlungsweise äußerst günstig: Nach Erhalt der Sendung 2% Skonto oder 2 Monate Ziel oder 5 Monatsraten (Mindestrate DM -15,—). Bedingungen laut Liste 38, die Sie bitte anfordern wollen.
Gräfin v. Königsmarck'sche
WEINKELLEREI
Gräfin v. Königsmarck KOBLENZ
Krebs u. Konzen

glücklicherweise völlig einig. Er rühmt immer wieder Ihre Kennerschaft und Ihr untrügliches Gedächtnis." George Sand lächelt verschmitzt. „Und dann seid ihr euch ja auch einig in allen modischen Fragen. Ich höre immer mit Vergnügen, wenn ihr euch über die neuesten Parfüms unterhaltet oder wenn einer dem andern die Adresse des Schneiders verrät, der gerade in Mode ist."

Delacroix streicht sich über sein wohlfrisiertes langes Haar.

„Gönnen Sie uns diese harmlose Eitelkeit. Sie haben ja auch Ihre kleinen Extravaganzen."

„Ich verstehe es gut", lacht George Sand. „Ich führe ja auch nicht das Leben einer braven Hausfrau. Aber wer will schon einsehen, daß eine Frau, die Romane schreibt, nicht nur für ihre eigene Familie verantwortlich ist, sondern zugleich auch noch für das Leben ihrer Romanfiguren, daß sie nicht nur eine menschliche Verantwortung zu tragen hat, sondern auch eine künstlerische."

Delacroix klopft mit dem Bleistift auf seinen Block. „Das ist es wohl, meine Liebe, was Ihre Situation zuweilen so erschwert . . ."

George Sand erhebt sich. „Es ist Zeit für den Kaffee. Wollen Sie ihn bei mir trinken?"

„Ich komme gleich hinüber", erwidert der Maler und verneigt sich. Als George Sand das Zimmer verlassen hat, bleibt er noch einen Augenblick nachdenklich am Fenster stehen und lauscht auf die wehmütigen Klänge, die von Chopins Flügel zu ihm herüberdringen.

16. FEBRUAR 1848

Bei Monsieur Camille Pleyel drängen sich die Gäste. Im Hause des Klavierfabrikanten, dessen weich und dunkel klingende Instrumente Chopin besonders liebt, haben sich mehr als dreihundert Menschen zu einem Konzert eingefunden. Auf dem Programm steht ein Mozart-Trio. Mit dem berühmten Geiger Delphin Alard und dem Cellisten Auguste Franchomme, seinem langjährigen Freund, hat Chopin es im ersten Teil des Konzerts gespielt. Aber die Erregung, die während der Pause von einer Gruppe zur anderen hinüberschlägt, hat ihren Ursprung nicht allein in dem künstlerischen Erlebnis. „Chopin ist ohnmächtig geworden", flüstert man sich im Publikum zu.

Die Fürstin Bauveau hat Fräulein de Rozières entdeckt und winkt ihr eifrig zu. Von dieser Schülerin Chopins, die in seiner Wohnung aus und ein geht, hofft sie Näheres zu erfahren. „Geht es ihm wieder besser?" fragt sie die Hinzutretende besorgt.

„Ja", flüstert Fräulein de Rozières, „aber eigentlich müßte er zu Bett liegen, er hat hohes Fieber."

Entsetzt schüttelt die Fürstin den Kopf. „Der arme Chopin — er sah aus wie ein Todkranker, als er auf das Podium kam."

Fräulein de Rozières nickt. „Die Aufregungen der letzten Monate haben ihn fast an den Rand des Grabes gebracht."

„Ist es denn wirklich wahr?" flüstert die Fürstin, „daß sich George Sand von ihm getrennt hat? Ich bin gerade erst von der Reise zurückgekommen."

„In ganz Paris ist man außer sich über das Verhalten der Sand!" empört sich Fräulein de Rozières.

„Was ist denn geschehen?" fragt die Fürstin voller Spannung.

„Ach, wir haben es ja schon lange geahnt, daß Madame Sand sich eines Tages von ihm trennen würde . . ."

„Aber was war denn der Anlaß?" unterbricht die Fürstin erregt.

„Eigentlich Solange!"

„Aber Chopin hat doch ihre Tochter geliebt wie ein Vater", wirft die Fürstin ein.

„Gerade deshalb", erwidert Fräulein de Rozières, „Sie wissen doch, wie sehr Chopin gegen die Ehe von Solange mit dem Bildhauer Clésinger war. Nein, Madame Sand war für die Heirat. Die Schwierigkeiten kamen erst, als sich herausstellte, daß Clésinger bis über die Ohren verschuldet war."

„Und da hat Chopin triumphiert? — Ich kann mir denken, daß Madame Sand das übelgenommen hat", bemerkt die Fürstin anzüglich.

„Nein, so ist es nicht gewesen", wehrt Fräulein de Rozières ab. „Chopin hat schließlich die Partei des jungen Paares genommen. Er hat sich sogar mit Clésinger angefreundet — Solange zuliebe. Schließlich hat Madame Sand ihrem Schwiegersohn das Haus verboten. Solange ist natürlich mit ihrem Mann gegangen."

„Entsetzlich — und der Skandal!" flüstert die Fürstin.

„Und das Schlimmste war", fährt Fräulein de Rozières mit vor Entrüstung bebender Stimme fort, „Madame Sand hat von Chopin verlangt, daß er den beiden auch sein Haus verbietet. Das hat er selbstverständlich abgelehnt."

„Und danach ist es zum Bruch gekommen — zwischen zwei Menschen, die zehn Jahre zusammen gelebt haben?" Die Fürstin atmet schwer.

„Ja — und Chopin ist dabei fast zugrunde gegangen. Nun ist er ganz vereinsamt . . ." Fräulein de Rozières hat Tränen in den Augen. „Madame Sand scheint leichter darüber hinweggekommen zu sein", fährt sie erbittert fort, „man sagt, sie hätte sich schnell mit dem Journalisten Victor Borie getröstet."

„Das kann ich mir denken", nickt die Fürstin Bauveau, „der wird wohl dann der nächste sein, den sie uns in einem ihrer Romane vorführt, so wie sie den armen Chopin in ihrem Buch ‚Lucrezia Floriana' in Druckerschwärze verwandelt hat."

„Das bestreitet sie ja immer", wirft Fräulein de Rozières ein, „aber man glaubt es ihr natürlich nicht."

„Fräulein de Rozières!" die Fürstin weist aufgeregt auf die schmale Tür, die zum Künstlerzimmer führt. „Das ist doch die Sand!"

„Wahrhaftig, was will sie?" Fräulein de Rozières blickt fassungslos auf die Tür, die sich hinter George Sand schließt.

Hinter dieser Tür stehen sich, zum erstenmal seit Monaten, George Sand und Chopin gegenüber. Wortlos blicken sie sich an. Dann kommt George

Ein ganzer Tisch voll bunter Gaben...





Wort INDANTHREN und Bildzeichen  sind eingetragene Warenzeichen des INDANTHREN-Warenzeichenverbandes e. V





... eine Klasse für sich!

Schon von DM 27.50 an in allen guten Fachgeschäften



Fritz ausgerutscht ...

Ganz erschüttert ist Eva — Fritz heult. Kein Wunder: beide Knie weit aufgerissen. Aber was Evchen beim Wundliegen hilft, hilft auch Fritz bei aufgescheuerten Knien: Penatencreme drüber — das kühlt und beruhigt und gibt rasch neue Haut. Penatencreme — von 50 Pfennig an — in allen Apotheken und Drogerien.





Sand mit bittender Gebärde auf Chopin zu. Einen Augenblick spürt sie die geliebte Hand kalt und zitternd in der ihren. Doch Chopin wendet sich ab. Ohne ein Wort zu sprechen, dreht er ihr den Rücken zu. Mit langsamen Schritten verläßt George Sand den Raum. — Es war die letzte Begegnung zwischen ihr und Chopin.

1849

Über den schwankenden Laufsteg tastet sich mit vorsichtigen Schritten ein bleicher Mann. Als er festen Boden betritt, verharrt er einen Augenblick und schaut um sich wie ein Mensch, der nach langer Trennung wieder in die Heimat zurückkehrt. Chopin steht wieder auf französischer Erde.

Er ist glücklich, daß er bald wieder in Paris sein wird, glücklich, daß er die anstrengenden und unerfreulichen Monate in England hinter sich hat: den Nebel, die Feuchtigkeit und die Langeweile. Das alles hat ihn — wie er schreibt — „fast getötet".

Vor neun Monaten hatte er Frankreich verlassen — von einer Konzertreise durch England und Schottland versprach er sich einen großen künstlerischen und vor allem auch einen finanziellen Erfolg. Mühsam hatte er die Konzerte durchgehalten, und voller Sorge beobachteten seine Verehrer den hinfälligen Künstler, der jeden Augenblick zusammenzubrechen drohte. In Edinburgh war er zu schwach gewesen, um auch nur eine Stufe steigen zu können. Sein Freund, der polnische Arzt Lyszczynski, bei dem er wohnte, hatte ihn die Treppe hinauf- und hinuntertragen lassen. Zwei schottische Damen, Miß Stirling und ihre Schwester Mrs. Erskine, hatten ihn auf ihrem schottischen Landsitz gepflegt und verwöhnt. Chopin muß lächeln bei der Erinnerung an das seltsame Gerücht, daß er Miß Stirling heiraten würde, eine seiner beiden „biederen Schottinnen", wie er die Schwestern zu nennen pflegte. Damals hatte er nur resigniert erklärt, daß er sich dem Sarge näher fühle als dem Ehebett.

Nun ist er endlich wieder in Frankreich, und sogleich schöpft sein müdes Herz so etwas wie neue Hoffnung: In Paris wird sich alles zum Besten wenden.

Doch schon im frühen Sommer verschlechtert sich sein Zustand in der drückenden Hitze der staubigen Großstadt. Noch blasser als sonst verbringt er halbe Tage im Bett, von immer neuen Hustenanfällen geschüttelt. Wenn er aufsteht, kann er sich kaum noch auf den anschwellenden Füßen halten. Zu allem Unglück stirbt plötzlich sein alter Hausarzt Dr. Molin. Chopin ist verzweifelt. In seiner Not läßt er den berühmtesten Kinderarzt von Paris holen, Dr. Blache. „Er wird am ehesten helfen", meint Chopin mit gequältem Sarkasmus, „denn in mir ist etwas vom Kinde."

Seine finanzielle Lage ist bedrängt, denn er kann nicht arbeiten, weder komponieren noch unterrichten. Die Freunde helfen ihm. Heimlich zahlt die Gräfin Obresskow die Hälfte seiner Wohnungsmiete, und Miß Stirling schickt sofort 25 000 Francs, als sie von Chopins Not erfährt.

Als der Herbst kommt, hat Chopin alle Hoffnung aufgegeben und sieht den Tod vor Augen, den er mit „bitterer Wonne" erwartet.

DER LETZTE EMPFANG. 15. OKTOBER 1849

An der Place Vendome Nr. 12 fahren elegante Equipagen vor. Der todkranke Chopin empfängt zum letzten Male.

Leise schluchzend, mit Tränen in den Augen, versammeln sie sich im Salon. Mit hastigen Schritten geht die Gräfin Obresskow auf dem weichen Aubusson-Teppich mit dem großen Rankenmuster hin und her. Die Baronin Rothschild dreht nervös an den langen Fransen der Brokatdecke, die über den runden Tisch gebreitet ist, und Solange Clésinger betrachtet wehmütig den geschlossenen Flügel. Halb benommen von dem betäubenden Duft der Tuberosen und Orchideen in den chinesischen Vasen, warten die Damen schweigend darauf, daß sich die Tür zum Krankenzimmer öffnet. Nur eine fehlt: George Sand. Es heißt, sie sei dagewesen, aber Chopins Freunde hätten sie abgewiesen, um dem Kranken jede Aufregung zu ersparen. Solange erinnert sich daran, daß ihre Mutter einmal gesagt hat, Chopin dürfe nur in ihren Armen sterben — in den Armen George Sands.

Langsam öffnet sich die Tür. Von einem weißen Schal umhüllt sitzt Chopin aufrecht in seinem Bett, gestützt von seinem Schüler Adolph Gutmann, seinem „gutmütigen deutschen Riesen". Mit vorsichtigen Schritten nähern sich die Besucherinnen dem Krankenbett, erschüttert von der edlen Schönheit, die aus den Zügen des Todgeweihten strahlt. Mit gelassener Heiterkeit gibt Chopin seinen letzten Empfang. Angstvoll blickt die Fürstin Marzellina Czartoryska auf den Kranken, der offensichtlich alle Kräfte zusammenrafft, um auf seine Freunde einen möglichst unbefangenen Eindruck zu machen. Leicht und graziös gibt er jeder Besucherin die Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Seine Schwester Louise, die aus Polen herbeigeeilt ist und ihn zusammen mit der Fürstin Czartoryska pflegt, beugt sich zu ihm herab und flüstert ihm zu, daß soeben die Gräfin Delphine Potocka vorgefahren sei — Delphine, mit der ihn noch immer innige Zuneigung verbindet.

Chopin richtet sich ein wenig höher auf und blickt zur Tür, während er mit matter Stimme wie zu sich selbst spricht: „Darum also hat Gott gezögert, mich zu sich zu rufen — er wollte mir noch das Vergnügen schaffen, sie zu sehen."

Tiefe Stille lastet über dem Raum. Nur das leichte Geräusch näher kommender Schritte unterbricht das Schweigen. Gräfin Delphine Potocka eilt durch den Salon und zögert an der Schwelle des Krankenzimmers. Chopin verfolgt jede ihrer Bewegungen mit leuchtenden Augen. Wie eine Göttin erscheint sie ihm in ihrem weißen, fließenden Gewand, mit dem klassisch schönen Kopf, der feingeschnittenen Nase, der hohen Stirn und ihrem üppigen Mund. Er hat nur einen Wunsch — einmal noch möchte er sie singen hören.

Vorsichtig rollen Gutmann und Franchomme den Flügel bis an die Tür des Krankenzimmers. Die Fürstin Czartoryska setzt sich an das Instrument und präludiert zarte Akkorde. Mit bebender Stimme setzt Delphine ein und singt Alessandro Stradellas weihevollen Hymnus „An die Mutter Gottes".





„Wie schön — wie schön!" hört man Chopin flüstern, als der letzte Ton verklungen ist. Doch plötzlich packt ihn ein furchtbarer Husten. Gutmann stürzt herbei und stützt den Kranken, bis der Anfall vorüber ist — dann läßt er Chopin sanft in die Kissen zurückgleiten.

„Mehr", haucht Chopin mit ersterbender Stimme. Zitternd und sich krampfhaft am Flügel festhaltend, singt Delphine seinen geliebten Mozart — die „wahre Musik".

Mit geschlossenen Augen lauscht Chopin, über sein Gesicht verbreitet sich tiefer, andächtiger Frieden. Langsam richtet er sich auf. Ergriffen sinken die Freunde an seinem Bett in die Knie. Höflich und liebenswürdig, wie vor einer Reise, nimmt Chopin stumm von jedem einzelnen Abschied.

★

Zwei Tage später — am 17. Oktober 1849 zwischen drei und vier Uhr früh — stirbt Chopin in den Armen Adolph Gutmanns. „Cher ami", hauchte er und drückte einen Kuß auf die Hand des getreuen Schülers.

★

Wie ein Fürst wird Chopin zu Grabe geleitet. Ganz Paris scheint an diesem 30. Oktober 1849 auf den Beinen zu sein. Unzählige Menschen säumen die Straßen, durch die der Trauerzug zur Madeleinekirche führt. An der Spitze des Leichenkonduktes schreitet ernst der Fürst Adam Czartorysky. Neben dem Sarg, über den das lange schwere Bahrtuch gebreitet ist, gehen gesenkten Hauptes die Freunde: Meyerbeer, Delacroix, Pleyel und Franchomme.

Langsam nähert sich der Trauerzug dem klassischen Bau der Madeleinekirche. Dumpf hallen die Glocken über den stillen Platz. Vorsichtig wird der Sarg vom Wagen gehoben — die Freunde tragen ihn die Stufen empor. Dann schließen sich die schweren Kirchenportale hinter den Trauergästen.

Zwei Wochen haben die Vorbereitungen zur Trauerfeier in Anspruch genommen. Zum erstenmal dürfen in der Madeleinekirche Frauenstimmen im Chor mitwirken — Chopins letzter Wunsch kann erfüllt werden: feierlich erklingt Mozarts Requiem. Und dann setzt sanft die Orgel ein mit Chopins Préludes in h- und e-Moll.

Als die kirchlichen Zeremonien beendet sind, wird der Sarg aufgehoben, und während er zum Ausgang getragen wird, ertönt in majestätischer Erhabenheit Chopins Trauermarsch aus seiner b-Moll-Klaviersonate, instrumentiert für großes Orchester.

Dann bewegt sich der Zug zum Père Lachaise, dem berühmten Pariser Friedhof, der schon für so viele bedeutende Männer die letzte Ruhestätte geworden ist. Langsam gleitet der Sarg in die Tiefe. Chopins sterbliche Hülle ruht in französischem Boden — aber zugleich unter polnischer Erde: jenes Häuflein heimatlicher Erde, das er einst von den Freunden beim Abschied erhalten hatte, wird ihm nun ins Grab mitgegeben. In der Heiligkreuzkirche zu Warschau aber ruht sein Herz — sein ewig sehnsuchtsvolles Herz, das bis zur letzten Stunde für die Heimat schlug . . .

ENDE

Den Künsten verschrieben:

EMIL PREETORIUS

Bühnenbildner, Graphiker, Schriftsteller und Sammler

Die Frage, wie Preetorius, der sich in seiner ersten Münchner Zeit vor Aufträgen für Illustrationen, Bucheinbände, Broschürentitel, Plakate und Exlibris nicht retten konnte, zum Theater gekommen ist, hat er selbst mit drei Worten beantwortet: „Dank Bruno Walter." Der große Dirigent hatte ihm 1923 vorgeschlagen, „Iphigenie auf Aulis" zu inszenieren; er meinte, die Buch-

→

Emil Preetorius wurde 1883 im hessischen Mainz geboren. Er studierte Naturwissenschaften, Kunstgeschichte und Rechte. Schon 1907 trat er mit seinem ersten Illustrationswerk, Chamissos „Peter Schlemihl" hervor, mit dem er den Typ des modernen illustrierten Buches mitbegründete. „Jugend" und „Simplizissimus" nahmen ihn in die Reihe ihrer berühmten Zeichner auf. Später lehrte er an der Münchner Akademie über Illustration und Szenenkunst. 1923 nahm er seine bühnenbildnerische Tätigkeit auf, zunächst in München, Dresden und Berlin. 1932 war er szenischer Leiter in Bayreuth, es folgten Gastinszenierungen in allen Hauptstädten Europas. Preetorius, der in München lebt und Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ist, hat mit zahlreichen Büchern („Gedanken zur Kunst", 3. Auflage 1943, „Wagner, Bild und Vision", 2. Auflage 1942, „Vom Wesen ostasiatischer Malerei", 1937, und „Persische Miniaturen", 1940) seinen künstlerischen Einfluß auf die Gegenwart unterstrichen. Seine Bühnenbilder haben Schule gemacht.

Die „weibliche Figur", in Tusche und Farben auf Papier gezeichnet (rechts), ist eine der zarten asiatischen Malereien aus der Sammlung Preetorius. Wahrscheinlich koreanischen Ursprungs, stammt sie aus dem 15. Jahrhundert. Mit großer Liebe und Spürkraft hat Preetorius seine Sammlung (vor allem chinesische und japanische Kunst) zusammengetragen.



Porträt: Benno Wundshammer



„Rheingold" von Richard Wagner, Schlußbild (Rom 1953)



„Fidelio" von Beethoven, Szene zum I. Akt (Salzburg 1948)

Emil Preetorius (Fortsetzung)

illustration sei als künstlerisches Problem vom Bühnenbild nicht gar so weit entfernt. Von nun an trat der Bühnenbildner Preetorius vor den Buchkünstler und Sammler, seine szenischen Arbeiten wurden bald richtungweisend. Wenn Preetorius dann den Grundsatz aufstellte, daß das Bühnenbild „Erscheinungswandel" ist, so meint er hiermit nicht nur den zeitlichen Handlungsablauf, der für die Gestaltung der Szene immer von großer Bedeutung bleibt. Das Bühnenbild ist für ihn Grund und Rahmen für das bewegte Spiel von Menschen und keinesfalls einem gemalten Bild vergleichbar. Theatererfahrung, vor allem Theaterphantasie müssen es mannigfach ergänzen und mit dem Zauber der Gesamtillusion füllen. Gewissermaßen soll es das sichtbare Kleid des Stückes sein, von dem das Auge überredet wird, an das aus Musik und Sprache aufgebaute Geisterreich zu glauben. Preetorius erkannte auch bald die Möglichkeiten, die dem Licht als musikdramatischem Faktor (besonders für das Werk Richard Wagners) gegeben sind. Und berühmt sind seine Bühnenbilder für Strauß' „Capriccio" oder zu „Don Giovanni" im alten Münchner Residenztheater, wo er eine bezaubernde Harmonie zwischen Mozarts Werk und Cuvilliés Raum erreichte — immer darauf bedacht, die poetisch-künstlerische Wahrheit selbst gegenüber den Forderungen historischer Wahrheit sichtbar zu machen. Hier ist dem Bühnenbildner der Sammler asiatischer Malereien entgegengekommen. So

Gedanken zur Kunst

Von Emil Preetorius

Die Macht aller Kunst wächst aus einer rätselvollen Übereinstimmung von dem, was die Form ist, und dem, was sie sagt: das gilt nicht nur für die bildende, sondern in hohem Maße auch für die Dichtkunst.

Das Kunstwerk ist nicht nur als Ganzes, es ist auch in seinen Teilen Ausdruck der Lebendigkeit von Seele und Welt, von Mensch und All: sonst könnte das Bruchstück einer antiken Figur uns nicht aufs tiefste noch bewegen.

Das Wort „Motiv" ist in seinem ursprünglichen Sinne zu nehmen als das Bewegende, als der Antrieb zum bildnerischen Tun: es ist weit mehr als Thema, Vorwurf, Modell und liegt primär im Inneren des Künstlers, nicht außerhalb seiner.

Nur die Klarheit des Gedankens macht eine gute Sprache, nur die Klarheit der Anschauung ein gutes Bildwerk.

Das künstlerische Bild ist nicht Abbild, nicht Spiegelung der sichtbaren Welt, es ist deren Deutung, und diese Deutung wächst aus der Zusammenschau einer visuell-schöpferischen Vergeistigung des ringsher Sichtbaren.

Nicht nur für die bildenden, für alle Künste gilt, daß das Einfache in Werdegang und Struktur erheblich komplizierter ist als das Komplizierte.

Die „Persischen Reiterkämpfe" aus dem 15. Jahrhundert sind ein Glanzstück der Sammlung Preetorius. Daneben befinden sich aber auch lackglänzende No-Masken und Buddhas aus Japan, Balustervasen sowie altchinesische Tuschzeichnungen.

 Photos: Wundshammer, Hirmer, Archiv.





„Orfeo" von Monteverdi-Orff, Szene zum III. Akt (Dresden 1940)



„Turandot" von Puccini, Szene zum I. Akt (Nürnberg 1942)

gestaltete er „Die Entführung aus dem Serail" als zeitloses Märchen und gab ihm Architekturen im Stil persischer Miniaturen. „Die Form mehrt am Geistigen, was sie am Stofflichen mindert", sagt Preetorius. „Mit der knappsten Gestaltung läßt sich am weitesten greifen." Die lakonische Kürze hat er auch stets in seinen eigenen Schriften angewandt und darum gern die Form der Aphorismen gewählt.

Dem mittelalterlichen Meister ist der Heilige, den er als Schnitz- oder Malwerk bildet, wirklicher als das eigene, fragwürdige Selbst: sein gesammeltes Mühen um diese größere, tiefere Wirklichkeit gibt seinem Werke erst die echte Frömmigkeit und überzeugende Kraft.

Ein Kunstwerk zu verstehen, ist schwer und nur wenigen gegeben; die meisten begeistern sich lieber dafür.

Stilkenntnis wird oft als Kunstverständnis genommen — jedoch: der Stil bestimmt zwar den besonderen Charakter formaler Gestaltung, nicht aber den Rang ihrer künstlerischen Qualität.

Nicht nur ein abfälliges Urteil kann anmaßend sein, ein anerkennendes auch, ja um so mehr, als es sich vermißt, dem beurteilten Kunstwerke und seinem Schöpfer vertraulich nahezukommen.

Ist das rechte Kunstverstehen immer und überall selten, so hat der Deutsche es damit besonders schwer, da seine Sinnenhaftigkeit, sein Auge und Ohr stets bedroht sind von seinem Drang, zu denken, zu erkennen und zu wissen: damit raubt er sich aber die Naivität, die unvoreingenommene Bereitschaft, die offene Gelöstheit, die unerläßlich sind zum wahren Erleben aller Kunst.

Zehnmal für den großen Künstler gilt der Satz, daß es keine Tugend gibt, die nicht aus einer Gefährdung wächst: Raffael und Michelangelo, Dürer und Holbein, Leibl und Marées.

Preetorius ist von einer fanatischen Sammelleidenschaft besessen. Dabei locken ihn auch die Extreme. Eiserne Grabkreuze und gotische Madonnen finden bei ihm ebenso Platz wie die Ostasiatica. Es geht ihm um die Seele des Kunstwerks.

Zeitlos schön, voller Anmut und Würde – so kennt die Welt die Bücher aus dem

INSEL VERLAG

Neben der Herausgabe seiner berühmt gewordenen Klassiker- und Gesamtausgaben hat der Insel Verlag eine große Anzahl moderner Autoren unter seinem Signum vereint. Bei aller Verschiedenheit ihres eigenen Künstlertums haben die Insel-Autoren eines gemeinsam: die Gültigkeit der Aussage und die Meisterschaft der Form.

In seinem Erinnerungsbuch „Die Welt von Gestern" gibt der Dichter Stefan Zweig mit warmen Worten dem Glücksgefühl eines Autors Ausdruck, der sich in der anregenden, fruchtbaren Atmosphäre eines künstlerisch anspruchsvollen Verlagshauses geborgen weiß. „Wichtiger war eine andere Heimstatt, die ich gleichzeitig fand — der Verlag, der durch dreißig Jahre mein ganzes Werk bewahrt und gefördert hat. Eine solche Wahl bedeutet eine Entscheidung im Leben eines Autors, und sie hätte für mich nicht glücklicher fallen können. Ausschließlich Werke reinsten Kunstwillens in reinster Form der Darbietung bei sich zu versammeln, war die Devise dieses exklusiven und zuerst nur auf das schmale Publikum der wirklichen Kenner angewiesenen Verlages, der mit der stolzen Absicht der Isolation sich ‚Die Insel' und späterhin ‚Insel Verlag' nannte. Nichts sollte dort gewerbsmäßig gedruckt werden, sondern jeder Dichtung buchtechnisch eine äußere Form gegeben, die ihrer inneren Vollendung entsprach. So wurde jedes einzelne Werk zum Gegenstand passionierter Sorgfalt — alles, auch die kleinste Einzelheit, hatte die Ambition des Musterhaften. Das lyrische Werk Hofmannsthals wie Rilkes war im Insel Verlag vereinigt, und durch ihre Gegenwart war von vornherein das höchste Maß als das einzig gültige aufgestellt. Man mag sich darum meine Freude, meinen Stolz denken, mit sechsundzwanzig Jahren der ständigen Bürgerschaft dieser ‚Insel' gewürdigt worden zu sein." Der junge und zielstrebige Insel Verlag — hervorgegangen aus der von Alfred Heymel und Rudolf Alexander Schröder 1899 gegründeten literarischen Zeitschrift „Die Insel" — wollte bewußt das schöne Buch pflegen: schön im Sinne der künstlerischen Harmonie von Gehalt und Ausstattung. Um die Jahrhundertwende war das noch ein avantgardistisches Unterfangen, denn prunkvolle Einbände und üppig-krause Druckschriften waren zu jener Zeit Mode und spiegelten den Geschmack der wilhelminischen Aera. Aber der neue Stil setzte sich überraschend schnell

ANTON KIPPENBERG (1874—1950) leitete den Insel Verlag seit 1905. In ihm vereinigten sich künstlerische und wissenschaftliche Interessen mit den besonderen Fähigkeiten des Verlegers, der auch im internationalen Verlagswesen eine führende Rolle spielte. Als leidenschaftlicher Sammler schuf er im Laufe vieler Jahre die größte private Goethe-Sammlung, die in weitem Rahmen Goethe und seine Welt umfaßte. Sie hat jetzt in Düsseldorf als „Goethe-Museum Anton- und Katharina-Kippenberg-Stiftung" in dem erneuerten „Jägerhof" bleibende Aufstellung gefunden.



HANS CAROSSA, im Herbst 1956 für immer verstummt, bleibt lebendig in den Gedichten, in der Geschichte seiner Jugend, und gibt auch kommenden Generationen „Führung und Geleit".



ANNE DE TOURVILLE, an der bretonischen Küste ihres „Matrosen Gael" zu Haus, schuf im „Großen Jabadao" mit Kraft und Anmut den charakteristischen Roman der elementaren Leidenschaften.



REINHOLD SCHNEIDER ringt in den Dramen, Essays und historischen Werken um das Problem von „Macht und Gnade", auch als Dichter ein mahnender Rufer in die gefahrenbedrohte Welt.



GERTRUD VON LE FORT, noch im hohen Alter kraftvoll schaffend, machte die Gestalten ihrer historischen Novellen zu Trägern ewiger Schicksalsfragen des christlichen Abendlandes.



RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER zählt zu den ersten Autoren des Insel Verlages. („Unmut. Ein Buch Gesänge", 1899, dem noch viele Lyrikbände folgten, darunter „Mitte des Lebens", 1930).



HUGO VON HOFMANNSTHAL verdichtete in seinem lyrischen und dramatischen Werk, in seinen Essays und Reden universale Schau der Welt mit formvollendeter Bildhaftigkeit der Sprache.

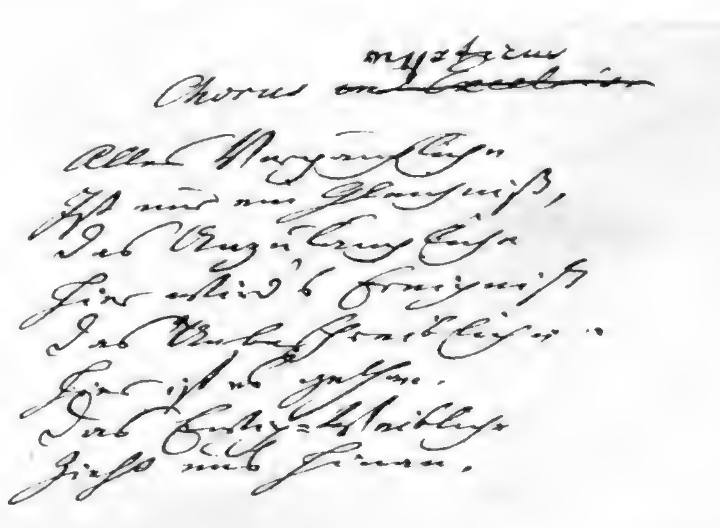


RAINER MARIA RILKE begeisterte mit seiner verinnerlichten Lyrik Generationen. Sein Gesamtwerk betreut der Insel Verlag. Der „Cornet" erreichte als Insel-Bändchen fast die Millionen-Auflage.



STEFAN ZWEIG begründete seinen Ruhm mit psychologisch gedeuteten Novellen, tiefgründigen Biographien und der dreibändigen Charakterkunde des Genies „Baumeister der Welt".

durch: das Signet des Insel Verlags — das Segelschiff — wurde für die Bücherfreunde zum Gütezeichen des ästhetisch schönen Buches. Unter der Leitung von Professor Anton Kippenberg — einem der bedeutendsten Goethekenner und Schöpfer der größten privaten Goethesammlung — steigerte sich seit 1905 die Verlagsproduktion von Jahr zu Jahr. In rascher Folge reihten sich die Werke, die seitdem als besonderes Charakteristikum des Insel Verlages gelten: 1907 die schlichten Pappbände der „Zwei-Mark-Reihe", 1909 der „Volks-Goethe", 1911 die „Bibliothek der Romane", 1912 die „Inselbücherei" und später die berühmten Dünndruckausgaben der Weltliteratur. Die großen Lichtdrucke der Gutenberg-Bibel und der Manessischen Minnesängerhandschrift waren in ihrer vollendeten Qualität vielbewunderte Meisterleistungen. Nach der Katastrophe von 1945 bewahrte der Verlag die alte Tradition. In Wiesbaden errichtete das Leipziger Stammhaus eine Zweigstelle, um mit dem westlichen Deutschland den Kontakt zu halten. Junge Autoren gesellten sich zu den berühmten Namen, die der Katalog verzeichnet, und gaben dem Verlag neue Impulse. Von den eindrucksvollsten Erlebnissen dieser Jahre berichtet Dr. Friedrich Michael, der Leiter der Wiesbadener Zweigstelle: „Der Verleger erinnert sich des Oktobertages 1945, als Rudolf Hagelstange in das Verlags-Notquartier des ‚Pariser Hofs' in Wiesbaden trat und sein ‚Venezianisches Credo' brachte, das ein neues Kapitel der Verlagsgeschichte eröffnete. Er wünschte sich immer wieder so beglückende Stunden wie die ersten Begegnungen mit Erhart Kästners ‚Zeltbuch von Tumilad' im November 1948. Und er läßt noch einmal im Geiste die ‚Handzeichnungen' von Paul Klee zum Inselbuch werden, dessen erstes Zehntausend im Frühjahr 1952 innerhalb eines Monats vergriffen war — hat es nicht allen billigen Bänden über moderne Kunst den Weg geebnet? Er freut sich, daß der Nobelpreis dem Dichter Juan Ramón Jiménez verliehen wurde, dessen ‚Platero und ich', seit Jahrzehnten ein Volksbuch in der spanischen Welt, 1953 in die Inselbücherei aufgenommen wurde. Und er denkt dankbar an die gemeinsamen Stunden mit Edwin Fischer bei der Schlußredaktion seines Buches über ‚Beethovens Klaviersonaten' im Frühjahr 1956. Namen und Daten — wenige nur aus der Chronik dieser zehn Jahre ..." Für die nächste Zeit hat sich der Verlag große Aufgaben gestellt. Werke von Garcia Lorca und Paul Valéry, eine neue Rilke-Gesamtausgabe, J. G. Hamanns Briefwechsel und eine Kant-Ausgabe stehen neben dem Wiederaufbau und der Erweiterung der Klassiker-Dünndruckausgaben, mit denen der Verlag immer führend war, auf dem Programm



Die Goethe-Handschrift „Chorus mysticus" aus der Sammlung Kippenberg



KARL HEINRICH WAGGERL, der geborene Erzähler, schrieb in dem Roman „Das Jahr des Herrn", im „Wiesenbuch" und in den humorvollen „Kalendergeschichten" echte Volksbücher.



FEDERICO GARCIA LORCA hat in der Verdeutschung durch Enrique Beck die deutschen Bühnen erobert und mit seinen Gedichten einen tiefen, bleibenden Einfluß auf unsere zeitgenössische Lyrik geübt.



ERHART KÄSTNER gab in den ganz persönlichen Büchern „Ölberge, Weinberge" und „Die Stundentrommel vom Heiligen Berg Athos" ein neu gedeutetes Bild Griechenlands und seiner Menschen.



RUDOLF HAGELSTANGE erhob in der preisgekrönten „Ballade vom verschütteten Leben" und im „Venezianischen Credo" ungewöhnliche Schicksale zum Sinnbild unserer Zeit.

Die Grenze mitten durchs Herz

Wer hat die Kerzen aufgesteckt an den jungen Fichten am Rande der Schonung? Wer hat sie zur Feier entzündet an diesem Abend, daß sie brennen zum Fest der Herzen?

In tiefer Ruhe neigen sich die waldigen Hänge dem Tale zu; von Erlen gesäumt rinnt der Bach seinen gewundenen Lauf. Hell schimmert im dunstigen Dämmer der erste Schnee auf den Wiesen; ein Bild der Heimat, ein Bild des weihnachtlichen Friedens.

Kein Laut stört die feierliche Stille – bis die Grenzposten wieder ihren Wachbereich abschreiten, entlang des Stacheldrahtes, den man drüben sieht, und die abgeholzte Grenzschneise hinauf ...

Dieses Bild zeigt ein Tal im Herzen Deutschlands, und hindurch zieht sich die Zonengrenze, die furchtbare Grenze durch nie teilbares Land.

Auch jenseits ist Weihnachten. Hüben wie drüben strahlen die Lichterbäume in den Stuben, singen die Menschen das Lied der Stillen Nacht.

Und zum Zeichen des Gedenkens flackern auch in diesem Jahre wieder, hier und an anderen Stellen entlang der Zonengrenze die hellen Kerzen. Entzündet in Liebe und in treuem Gebet, daß es diese Grenze nicht mehr geben möge, die Grenze mitten durch unser Herz ...





KULTURSPIEGEL

Korrespondenten-Bericht

LONDON

Walter Rilla

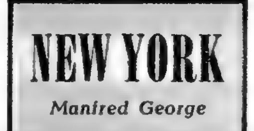
„Picasso, er selbst" ist der Titel einer Ausstellung, die das Institut für zeitgenössische Kunst zur Feier seines fünfundsiebzigsten Geburtstages veranstaltet hat. Und keine Ausstellung seiner Werke könnte einen faszinierenderen Begriff geben von der Legende, die Picasso heute schon, zu seinen Lebzeiten, geworden ist, als diese Sammlung von Photographien, Zeichnungen, illustrierten Briefen und anderen Dokumenten, die sein ganzes Leben spiegeln, von frühester Jugend an, in allen seinen, scheinbar so widerspruchsvollen, Perioden. Am faszinierendsten sind natürlich die Photographien, die, zusammengenommen, eine so überwältigend eindrucksvolle Darstellung des ganzen Mannes sind, daß man zum Schluß das Gefühl hat, als habe er sie selbst „geschaffen", als sei jedes einzelne ein Selbstporträt. Und das ist es in Wirklichkeit auch: er hat sich sein Leben lang mit Lust photographieren lassen, er hat posiert, eitel wie ein Filmstar, halbnackt, stolz auf seinen muskulösen Torso, in Sweater und Shorts, in Anzug und Hut, im Studio vor seinen Bildern, mit seinen Modellen, mit den Frauen, die er geliebt hat und die die Mütter seiner Kinder sind, beim Stierkampf in Vallauris, präsidierend über die Tauromachie, die er so oft gemalt hat, wie ein alter Magierkönig, umgeben von seinen schönen Freundinnen und Kindern, mit Cocteau an seiner Seite. Es ist sein Leben, das in diesen Photos lebt, das Leben eines Zauberers, eines Magiers, für den das Schöpferische, das „Machen" von Kunst nicht etwas ist, das man einschalten und abschalten kann, sondern die Form, der Ausdruck seines Lebens: Leben und Kunst sind eins in ihm.

UND NUN AUCH BRAQUE: Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß man zur gleichen Zeit, da diese Picasso-Ehrung veranstaltet wird, die große Ausstellung seines Freundes, des ebenfalls fünfundsiebzig Jahre alten George Braque sehen kann, die, nach Edinburgh, um eine Anzahl wesentlicher Bilder vermehrt, nun in die Tate Gallery gekommen ist. Der Eindruck ist überwältigend: an die hundert Gemälde, die das Lebenswerk des Malers durch 52 Jahre hindurch, von 1904 bis 1956, repräsentieren, füllen die Wände von drei Riesensälen, von den frühesten impressionistischen und nachimpressionistischen Bildern angefangen über die Fauves-Periode (als er zusammen mit Picasso ein koboldartiges Vergnügen am „épater le bourgeois" zu haben schien), über die mittleren Jahre der kubistisch-analytischen Bilder bis zu den Stilleben, Interieurs und Exterieurs seines reifen und weisen Alters (das letzte, seltsam fossilierte und gleichsam entmaterialisierte Bild, „Oiseau retournant sur son nid", kam direkt aus dem Atelier des Malers, noch ungerahmt, in die Ausstellung).

BERT BRECHT UND NOEL COWARD — zwei Namen, die zueinander wie die Faust aufs Auge passen, und der Zufall hat es gewollt, daß beide in der gleichen Woche im Westend Premiere hatten: Brechts dramatische Parabel „Der gute Mensch von Sezuan" im Royal Court und Noel Cowards neues Lustspiel „Weiblicher Akt mit Geige" im Globe Theatre. Das übliche Premierenpublikum, in Nerzmänteln, Abendkleidern und Smokings, fand es beim besten Willen nicht sehr unterhaltsam, drei lange Stunden hindurch der Lehre Brechts zu folgen, wonach es auch für einen guten und selbstlosen Menschen schwer, wenn nicht unmöglich ist, gut und selbstlos zu bleiben in einer schlechten, von Selbstsucht und Gier erfüllten Welt, zumal da Peggy Ashcroft (neben Edith Evans die berühmteste und beliebteste englische Bühnenschauspielerin) sich in der schwierigen Doppelrolle der Shen Te und ihres fiktiven Vetters Shui Ta nicht sehr wohl zu fühlen schien. Aber es ist zweifelhaft, ob sich die Leute bei Noel Coward besser amüsiert haben. Seine Komödie, die sehr schnell in eine nicht sehr lustige, gequälte und gezwungene Farce ausartet, ist ein überaus mediokrer Versuch, aus der noch in weiten Kreisen herrschenden Verständnislosigkeit gegenüber der modernen Kunst billiges humoristisches Kapital zu schlagen, aber die „Satire" gründet sich auf so viel billige Ahnungslosigkeit von Seiten des Verfassers, daß sie an ihrem Ziel meilenweit vorbeitrifft; die Konstruktion, die Personen des Stückes, die Situationen und der komisch sein wollende Dialog sind so „datiert", so altmodisch und gewesen, daß man in peinlicher Verlegenheit und trotz John Gielgud in der Hauptrolle auf seinem Parkettsessel herumzurutschen beginnt, und man denkt sich: „oh si tacuisses . . .!"

Noel Cowards neues Drama: Scherze über moderne Kunst

EIN FILMEREIGNIS ist noch zu erwähnen: die Erstaufführung von John Hustons neuestem magnum opus, „Moby Dick". Es gehört schon ein Mann vom Format Hustons dazu, sich an Herman Melvilles grandioses Buch heranzuwagen und den Versuch zu machen, die Geschichte Kapitän Ahabs, dieses andern Luzifer, der in seinem übermäßigen, selbstbesessenen Stolz Gott herausfordert und, wie Luzifer, von ihm gestürzt wird, diese Geschichte des Kampfes mit dem halbmystischen weißen Riesenwal, die Melville in einer dunkel leuchtenden Prosa von oft biblischer Größe erzählt, in die Sprache des Films zu übersetzen. Das Resultat ist ein höchst ehrenvoller, doch wahrscheinlich unvermeidlicher Fehlschlag. Der Film hat zwei Millionen Pfund gekostet, und man sieht es ihm an. Im Technischen, der Kameraarbeit, den Farben (wobei durch ein neues Verfahren ein schwarzweißer Überdruck den Technicolor-Prozeß abdämpft und den Bildern eine Patina wie von alten Farbdrucken verleiht), in der Entwicklung und Steigerung der Handlung ist der Film großartig. Aber von der mystischen Herzentblößung Melvilles und seines Ahab-Luzifer, von seiner Philosophie und Metaphysik ist nichts übriggeblieben. Denn wer ist Ahab, was ist der Riesenwal? „Einerseits", schrieb John Freeman, „Geist gegen Materie, Ewigkeit gegen Zeit; und andererseits vermessener Stolz gegen Stolz, Wahnsinn gegen Wahnsinn, Unvernunft gegen Unvernunft." Und diese letzten Antinomien im Rätsel der menschlichen Existenz auszudrücken, dazu gehört mehr, als Huston zu geben und Gregory Peck (als Ahab) darzustellen vermögen — ja, es liegt wahrscheinlich jenseits alles dessen, was im Medium des Films ausgedrückt werden kann.



Die heilige Johanna im Film zu spielen, war immer der Traum zahlloser junger Mädchen. Ihn zu erfüllen, veranstaltete der Filmregisseur Otto Ludwig Preminger, gebürtiger Wiener und Vater solcher Erfolge wie „The Moon is Blue", „Carmen Jones" und „The Man with the Golden Arm" einen internationalen Wettbewerb. Sechs Millionen Anfragen liefen aus USA, Kanada und anderen Teilen der Welt ein, darunter zahlreiche aus Europa. Achtzehnhundert hoffnungsvolle Aspirantinnen wagten den Fragebogen auszufüllen, dreitausend konnten sich Preminger vorstellen. Siegerin wurde die 17jährige Jean Seberg aus dem Städtchen Marshalltown in Iowa, ein reizendes Geschöpf mit kurz geschorenem lichtbraunem Haar und graugrünen Augen. Sie hat bisher nur in Schulaufführungen und etwas Sommertheater gespielt. Ihr Mut und ihre Begabung haben sie nun vor eine Aufgabe gestellt, die zugleich eine der schönsten und schwersten ist, aber doch auch eine große Karriere verspricht. Die Verfilmung des Shawschen Dramas, das für die Leinwand von Graham Greene bearbeitet ist, wird in London erfolgen. Richard Widmark als Dauphin und Richard Burton als Warnick werden Jean Sebergs Partner sein — ein Aschenbrödel hat seinen großen Preis gewonnen.



Shaws Johanna im Film: Jean Seberg

EINEN LITERARISCHEN SKANDAL gab es, als in einem Dorf in New England bekannt wurde, daß die Frau des Dorfschullehrers einen Roman geschrieben hatte. Es sickerte nämlich durch, daß Grace Metalious — so hieß die Dame — in ihrem Buch ihren Mitbürgern keine Rosengirlanden gewunden und keine idyllischen Wortstickereien gefertigt hatte, sondern eines der vernichtendsten, rücksichtslosesten Bücher verfaßt hatte. Auf dem Buchmarkt wurde „Peyton Place" ein riesiger Erfolg. Der Mann der Autorin verlor freilich seine Stellung. Die Leute aus dem Dorf aber befinden sich heute in ungefähr der gleichen Lage wie einst die Bewohner jenes Ortes, in dem „Der fröhliche Weinberg" spielte. Nur würde hier in New England der Titel eher „Der traurige Weinberg" geheißen haben.

NOCH EIN BÜCHER-KURIOSUM: In einer großen New Yorker Anzeigenfirma sitzt ein Mann namens Tiffany Thayer, der dort sechs Monate im Jahr als Anzeigentext-Verfasser arbeitet. In dieser Zeit schreibt er zu Hause fünfmal die Woche von 7—2 Uhr nachts an einem Roman. Das andere halbe Jahr arbeitet er 18 Stunden pro Tag daran. Thayer, früher Reporter, Schauspieler, Reklamezeichner und Grundstücksverkäufer auf dem Postweg, hat in diesen Tagen drei Bände unter dem Namen „Der Prinz von Taranto" veröffentlicht, die ersten Teile eines Romans „Mona Lisa", der fünf weitere Bände haben wird. Das Ganze kam davon, daß Thayer eines Tages anfing, darüber nachzudenken, warum Mona Lisa wohl lächle. Er entwarf einen Roman der Gesellschaft von Neapel, der rund dreieinhalb Millionen Worte umfassen wird. Das ganze Werk ist im Rohbau fertig. Ab und zu entdeckt Thayer bei seinem Studium einen historischen Fehler in der bisherigen Überlieferung, der ihn zwingt, Hunderte von Seiten neu zu schreiben. Der Autor ist übrigens kein Anfänger. Der in der Mitte der Fünfzig Stehende wurde 1930 durch seinen Roman „Dreizehn Männer" berühmt. Seitdem hat er schon 21 weitere Bücher geschrieben.

DIE BROADWAY-SAISON ist auf volle Touren gekommen. England triumphiert mit dem Gastspiel des „Old Vic", das New Yorkern zeigen soll, wie Shakespeare gespielt wird. Amerikanisches Theater ist großartig, wenn es realistische Stücke, Musicals, Komödien, modernes Drama spielt. Mit dem Klassischen hapert es — vor allem sprachlich. So war „Old Vics" Erfolg riesengroß. Desgleichen der des Gastspiels von Eric Portman und Margaret Leishton in den beiden glänzend gebauten Einaktern der „Separate Tables" von Terence Rattigan. Es war ein Sieg der Schauspielkunst. Dagegen sackte desselben Autors „Sleeping Prince", zur Zeit von der Monroe und Olivier als Filmdelikatesse in London präpariert, hier trotz Michael Redgrave und der süßen Barbara Bel Geddes ab. Auf einer anderen Bühne versuchte Charles Laughton „Major Barbara" neu aufzuputzen. Aber Laugthon und Shaw stimmten seltsamerweise nicht gut zusammen. Dagegen brillierte Maurice Evans mit des gleichen Autors „Kaiser von Amerika", dem der Wahlkampf im Lande besonderes Interesse verschaffte. Zwei Werke aus dem Dschungel der Rassenfrage erregten ein aufnahmebereites Publikum: die Dramatisierung des Romans „Too late the Phalarope" des Südafrikaners Alan Paton, in dem alttestamentarischer Burenzorn eine ganze Familie an einem Rassenzwischenfall zugrundegehen läßt, und ein sehr New Yorkisches Stück „Me, Candido" von Walt Anderson. Es ist die Geschichte der Kömmlinge der letzten Immigrationswelle, der Puertorikaner, die ihre Bürgerrechte — Puerto Rico ist ein amerikanisches Land — in den großen Städten und Fabriken des Mutterlandes mit Zähnen und Nägeln durchsetzen müssen.

EINE NEUE MAMMUT-SCHÖPFUNG brachte der Film: Michael Todds Jules-Verniade „In 80 Tagen um die Welt". Der berühmte Reißer unserer Jugendzeit wird hier mit einem Aufwand ohnegleichen gezeigt. Man taumelt in dreieinhalb Stunden von einem Land ins andere, von einer Sensation zur nächsten. Neben den Hauptdarstellern spielen 50 Stars in Einbis Zwei-Minuten-Szenen mit, von Buster Keaton, Charles Boyer und Marlene Dietrich bis zu Noel Coward, Frank Sinatra, John Gielgud und vielen anderen. Das berühmte Globetrotter-Paar Phileas Fogg und sein Kammerdiener Passepartout werden von dem witzig-eleganten David Nixen und dem mexikanischen Volkskomiker Cantinflas gegeben.



In 80 Tagen um die Welt: Zwei Minuten Marlene

aus vier Kunstmetropolen

PARIS
François Bondy

Zwischen dem heißen Atem der Weltgeschichte und den kleinen Bedrängnissen des Alltags hat Paris in diesen Tagen ein anderes Gesicht bekommen. Die Wochenschauen mit ihren Kriegsszenen aus Stadtruinen und Wüsten bedeuten dem Zuschauer jetzt mehr als alle „Langfilme", die auf sie folgen. In den wohlhabenden Stadtteilen, um Auteuil etwa, ist kein Zucker mehr zu finden und auch manches andere aufgekauft; in anderen Arrondissements, wie dem Fünfzehnten, reichte die Kaufkraft dagegen nicht für einen „run" auf die Geschäfte. Nun, Hamstern ist menschlich — und bestimmt nicht nur pariserisch. In der Schweiz war es zu Kriegsbeginn sogar als Bürgerpflicht ermutigt worden. Von allen Verknappungen wird die des Treibstoffs am meisten gefürchtet. Die Pariser hegen den Verdacht, daß man sie erst die Ende November fällige neue Autosteuer zahlen lassen will und daß dann die Rationierung in voller Strenge einsetzt. Das zweite Wochenende vom November war das letzte, an dem die Wagen noch außerhalb ihres Departements spazierenfahren durften — und sie machten wilden Gebrauch von diesen letzten Ferien; weite Ausflugsgebiete waren verstopft. In den Garagen sammeln sich die bestellten Neuwagen, deren Besitzer sich nicht mehr die Mühe nehmen, sie abzuholen. Und sollte das Benzin wirklich fehlen, so würden die Wagen, die an den Straßenrändern parken, am Ort rosten und allmählich schrottreif werden. Sollte die Zukunft den Fußgängern gehören? Ist es wohl schon vorgekommen, daß ein Volk einen Krieg, an dem es nicht teilhat, mit unvergleichlich größerer Leidenschaft verfolgte als einen, in dem es engagiert ist?

„SIE SIND FREMDE?" fragte man gestern eine Dame mit ausländischem Akzent, die im Autobus neben mir saß — und zwar in einem Ton warmer Sympathie, in der ich diese Frage in Paris noch nie aussprechen hörte. Nicht die randalierenden Demonstrationen vor kommunistischen Parteihäusern, sondern die Schweigeminute der Zehntausende vor dem Grab des Unbekannten Soldaten gibt diese Stimmung wieder. Auch die vielen Korrespondenten, die in Budapest waren (ich habe die zerschundene, verdunkelte Stadt schon am Tag vor dem Einsatz der russischen Truppen verlassen) finden den Gegensatz mit dem wiedergefundenen Paris des Luxus und des Lichtes nicht so störend, wie erwartet, weil diese Grundwelle der Sympathie spürbar ist. Kein Stück Europa kann verwundet werden, ohne daß es ganz Europa schmerzt.

DIE BEIDEN FILME, die gegenwärtig in Paris am meisten geschätzt werden, entsprechen — jeder auf seine Art — der Atmosphäre dieser Tage: den kleinen Alltagssorgen in großen Zeiten der eine, den großen Leiden und Gefahren der andere. Der erste — wir wiesen schon auf ihn hin, als er in Cannes gezeigt wurde, doch kam er erst jetzt in Paris zur Aufführung — ist „La traversée de Paris", von Autant Lara, mit Jean Gabin und dem Volkskomiker Bouvril, der hier seine erste große Rolle gefunden hat. Er steht so hoch über dem meisten, was als französische Spitzenfilme geboten wird, daß wir auf ihn zurückkommen müssen. Die Härte, die Unsentimentalität, die Wirklichkeitstreue, die Knappheit des Dialogs, die beherrschte Kunst der Schauspieler, alles macht diesen Film zu einer Mischung von nächtlicher Poesie und strengem Sittenbild, die unvergleichlich und unvergeßlich ist.

ROBERT BRESSON, der seltsamste der französischen Regisseure, drehte den anderen Film. „Ein zum Tode Verurteilter ist entsprungen", so heißt er und spielt ebenfalls im besetzten Frankreich, im Kerker Montluc, in Lyon. Bresson, der sich auch an das „Tagebuch eines Landpfarrers" von Bernanos gewagt hatte, ist der Regisseur der verinnerlichten Spannung, sein Verzicht auf äußere Effekte geht bis zur letzten Konsequenz. Es ist ein Verzicht auf jene Mittel, die man üblicherweise als filmgerecht empfindet. Beide Filme wirken heute wie Vorahnungen der sich gerade ankündigenden strengen Zeiten.

Film als Prophetie: Robert Bresson

AN DER AVENUE DE L'OPERA, beim jungen Gerard Mourgue, einem Buchhändler, der alle Bücher liest, bespricht und die jungen Autoren fördert, signierte unlängst Minou Drouet ein neues Buch. Diese vollendete „femme de lettres" ist schon über ihr erstes Jahrzehnt hinaus. Nicht, daß sie ein dichtendes Wunderkind ist, sondern daß sie schon so ganz eine Persönlichkeit des „tout Paris" werden konnte, macht sie unheimlich.

SONSTIGE LITERATUREREIGNISSE: Der erste Band des vollständigen und in langen Prozessen umkämpften Tagebuches der Brüder Goncourt ist endlich, von gleichnamiger Akademie betreut, erschienen. Der Kaffeeklatsch von vor hundert Jahren, den es enthält, wirkt verstaubt. Balzac wird geschmäht, Baudelaire verkannt. Die späteren Bände sollen Bedeutenderes bieten. Inzwischen denken die Akademiker auch an den nächsten Prix Goncourt. Der große Favorit ist Romain Gary mit „Les racines du ciel" (im vergangenen Monat wiesen wir auf diesen Roman hin). Aber es erscheinen noch täglich Romane, die zu lesen und zu prüfen die armen Akademiker verpflichtet sind, und das letzte Wort ist noch längst nicht gesprochen.

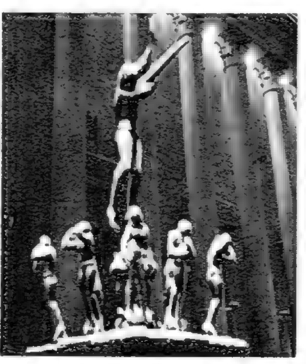
UNTER DEN NEUERSCHEINUNGEN gebührt dem fünften Roman des dreißigjährigen François Regis Bastide besondere Beachtung. „Les Adieux" gestaltet das Thema der Einsamkeit der Fremden in Paris. Bastide, dessen erster Roman im Saarland spielte, bringt es fertig, ein trostloses und beinahe statisches Geschehen mit sprühendem Temperament und spannungsvoll zu gestalten. Ihm ist die Gabe des Stils verliehen worden wie kaum einem seiner Generation. Wie bringt er es fertig, Verleger, Journalist, Autor eines Buches über Schweden und eines anderen über Gobineau zu sein, daneben fünf Romane zu schreiben — und in den literarischen Cocktail-Parties einer zeitlich weit weniger gejagten Gesellschaft aufzutauchen? Manche Pariser Autoren, ja überhaupt viele schreibende Geister stellen mich vor dieses Rätsel, wie man sich zugleich so zersplittern und konzentrieren kann!


Die Fremden in Paris: François-Régis Bastide

DIE GROSSEN THEATEREREIGNISSE sind eher enttäuschend. Henri de Montherlant hatte selber durch zahllose Interviews und durch Andeutungen und Auseinandersetzungen zu der Spannung beigetragen, mit der „Broceliande" erwartet wurde. Diese Tragikomödie vom Kleinbürger Persiles, der sich zur Größe aufraffen will, als er erfährt, daß er ein Abkömmling des heiligen Ludwig ist, und sich das Leben nimmt, als ihm klar wird, daß sechstausend andere Franzosen diese Ehre beanspruchen können, sie bleibt einem vor allem in Erinnerung als ein fast peinliches Bekenntnis. Der Kleinbürger, der die Pose des Grandseigneurs und Helden annimmt, die Angst vor der Gewichtslosigkeit, die mit dem Tod zusammenfällt, das sind die geheimen Tendenzen hinter Montherlants heroischem Theater.

STOCKHOLM
F. R. Siebenmorgen

Als ein humanes Vermächtnis an die Welt hinterließ der schwedische Chemiker und Großindustrielle Alfred Nobel (1833—1896) die kapitale Schenkung von 32 Millionen Schwedenkronen. Es war sein Wille, daß aus dieser Stiftung jährlich die würdigsten Personen ohne Unterschied der Nation und Rasse in Anerkennung ihrer besonderen wissenschaftlichen, literarischen oder ideellen Verdienste ausgezeichnet werden. Mit Ausnahme des „Friedenspreises", der von der norwegischen Volksvertretung in Oslo verliehen wird — er fiel in diesem Jahre aus — erfolgt die festliche Übergabe der Nobelpreise für Physik, Chemie, Medizin und Literatur jeweils am 10. Dezember, dem Todestage des uneigennützigen Stifters. Überliefertem Zeremoniell entsprechend werden die Preisträger in der Stockholmer Konzerthalle öffentlich vorgestellt und empfangen aus der Hand des schwedischen Königs die hohe Auszeichnung: ein Diplom, eine goldene Medaille und einen Geldbrief über durchschnittlich 150 000 Kronen, umgerechnet 120 000 Mark. Bei der Wahl der Nobelpreisträger entscheiden die achtzehn Mitglieder der Schwedischen Akademie nach sorgfältiger Prüfung aller Vorschläge und Expertenurteile. Trotzdem können Wertungsfehler unterlaufen, und vor allem auf dem Gebiete der Literatur ist es schwer, die richtige Wahl unter den alljährlich mehr als dreißig Nobelpreiskandidaten sämtlicher Kulturländer und Kultursprachen zu treffen. Gefordert ist eine „ideale Tendenz", oder mit anderen Worten: ein ausgeprägtes Werkethos neben der künstlerischen Qualität. Der Literatur-Nobelpreis 1956 ging an den in Amerika lebenden spanischen Dichter Juan Ramón Jiménez — für weite Kreise eine Überraschung. Obwohl Jiménez mit seiner symbolistischen Lyrik sicher mit am stärksten die moderne spanische und lateinamerikanische Dichtung beeinflußte und die Poesie mit neuen, eigenwilligen Schöpfungen bereicherte, ist er außerhalb seines Sprachraums weitgehend unbekannt geblieben.


Zur Verleihung der Nobelpreise: Die Stockholmer Konzerthalle

DAS SCHWEDISCHE RUNDFUNKTHEATER sendet gegenwärtig eine Reihe deutscher Dramatik mit Werken von Brecht, Zuckmayer, Wolfgang Borchert und Günther Eich. Um das Publikumsinteresse für die bedeutungsvolle Dramenliteratur zu wecken, werden klassische und moderne Werke mit ausführlichen Dichterintroduktionen im Radioprogramm vorgestellt. Die sogenannten „Hauptserien" umfassen jährlich acht bis neun Stücke unter einem gemeinsamen Titel. Von der modernen Dramatik bilden die Bühnenwerke einen größeren Bestandteil als die „reinen" Hörspiele (durchschnittliche Sendezahlen: 160 bis 170 Originalaufnahmen pro Jahr). Ein interessanter Versuch sind neuerdings die Hörspielsendungen in fremder Sprache. Auf diese Weise werden vorwiegend Produktionen der skandinavischen Nachbarstaaten (Dänemark, Norwegen, Finnland), aber auch aus England, Frankreich, USA und Westdeutschland übernommen und dem schwedischen Radiohörer exklusiv übermittelt. Vor einiger Zeit ernteten die deutschen Sendungen „Das Schiff Esperanza" (Fred von Hoerschelmann, NWDR) sowie Kafkas „Schloß" (SWF) würdigende Kritiken.

EIN SKANDINAVISCHES GEGENWARTSDRAMA, das sich an den großen Vorbildern von Ibsen und Strindberg messen könnte, steht bisher noch aus. Der tragische Freitod von Stig Dagerman vor zwei Jahren hat in der schwedischen Literatur eine offene Wunde hinterlassen. Dagerman, der zum Teil auch in Deutschland als Hörspielautor und Dramatiker bekannt war, wurde allgemein als die größte Begabung der jüngeren skandinavischen Generation angesehen. Er war in erster Ehe mit einer Deutschen und nach seiner Scheidung mit der Schauspielerin Anita Björk verheiratet, bevor er sich nach einem geselligen Abend vergiftete. Besser als alle anderen jungen Dichter vermochte er die Gefühle und Gedanken seiner gleichaltrigen Landsleute auszudrücken. Offenbar von Kafka stark beeindruckt und beeinflußt, schrieb Dagerman in rascher Folge zehn Romane, Dramen und Hörspiele, sowie eine packende Reportage aus dem Nachkriegsdeutschland „Tysk höst" (Deutscher Herbst).

ECHTES VOLKSTHEATER IN FINNLAND: Ein weit verstreutes Viermillionenvolk, das sich nach jahrhundertelangem Freiheitskampf vor 39 Jahren seine Unabhängigkeit vom russischen Zepter erstritten hat, fordert mehr, als staatlich oder städtisch subventionierte Theater geben können. Ungefähr 50 Theatergesellschaften, die regelmäßige Vorstellungen geben, bereisen heute das „Land der tausend Seen" im nordöstlichen Winkel Europas, dazu kommen noch 5000 Amateurgruppen.

DER FINNISCHEN FILMINDUSTRIE gelang mit der Verfilmung von Linna Väinös Kriegsbuch „Kreuze in Karelien" zum ersten Male ein beachtlicher Wurf: „Der unbekannte Soldat" ist ein Film-Bestseller geworden. An gleichwertigen Produkten haben die skandinavischen Nachbarländer gegenwärtig wenig zu bieten. Der schwedische Film spiegelt die Temperamente einiger begabter Regisseure, allen voran Ingmar Bergman. Ohne Zweifel ist der 37jährige Sohn eines bekannten Stockholmer Pastors heute in Skandinavien die markanteste Gestalt der Bühnen- und Filmregie. Er ist eigenwillig: „Ich will das Publikum engagieren. Ob es sich dann positiv oder negativ stellt, ist mir egal. Kunst muß Stellungnahme fordern, sie darf nicht gleichgültig lassen." Seit seinem Debüt als Filmregisseur und Manuskriptautor (vor 10 Jahren) hat Ingmar Bergman über 20 Spielfilme geschaffen, die ausnahmslos heftige Debatten auslösten, mitunter Kassenerfolge waren und stets internationale Aufmerksamkeit erregten.


Aus dem Ingmar-Bergman-Film „Sehnsucht der Frauen"

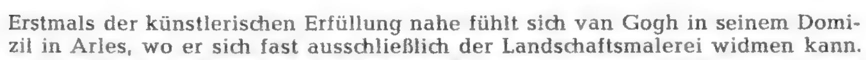
Weltbekannt ist das Bild der Zugbrücke bei Arles. Hier findet Vincent (Kirk Douglas) nach einer Zeit künstlerischen Schwankens wieder zu sich selbst zurück.



Eine der großen Enttäuschungen in Vincents Leben ist die unglückliche Liebe zu der jungen Witwe Vos (Jeanette Sterke), die im Hause seiner Eltern weilte.



Mit zweifelhaften Mädchen und in der Freundschaft zu Gauguin (Anthony Quinn und Julie Robinson) sucht van Gogh sein Unglück zu vergessen.



Erstmals der künstlerischen Erfüllung nahe fühlt sich van Gogh in seinem Domizil in Arles, wo er sich fast ausschließlich der Landschaftsmalerei widmen kann.



Unzertrennlich schien die Freundschaft Vincents zu Paul Gauguin zu sein. Doch sie endete, wie alles Persönliche in seinem Leben, mit einer Katastrophe.



Tragisches Schicksal um unvergängliche Werke: der Film gestaltet das Leben des Malers

VINCENT VAN GOGH

»Ein Leben in Leidenschaft«

Das Schicksal des Malers Vincent van Gogh ist wahrhaftig ein außerordentlicher Stoff für die Filmleinwand. Regisseur Vincente Minelli fand für die Titelrolle dieses amerikanischen Films in Kirk Douglas einen ungewöhnlich geeigneten Interpreten. Ihm ist es gelungen, das einsame Leben dieses genialen Künstlers erschütternd nachzuzeichnen. Der van Gogh-Roman von Irving Stone bildet die Grundlage dieser bemerkenswerten Verfilmung. Sie schildert die leidenschaftlichen, schicksalhaften Impulse in Vincents menschlicher und künstlerischer Entwicklung.



Verblüffend ist die Ähnlichkeit des Schauspielers Kirk Douglas mit den Selbstporträts des großen Vincent van Gogh. Aber Douglas spielt seine Rolle nicht nur vom Äußerlichen her (oben und rechts). Mit allen Mitteln einer sensiblen darstellerischen Gestaltungskraft zeichnet er Vincent van Goghs dämonische Zerrissenheit, die ihn in Wahnsinn und selbstgewähltem Tod enden ließ.



Dieses Haus steht nicht weit vom Schliersee. Fast ähnelt es einem südlichen Bungalow, und doch fügt es sich gut in diese Landschaft mit dichtem Nadelwald.



Ein großes, neues Haus, schneeweiß und hoch. Der Balkon, die Dachform und die Kamine aber bewirken den harmonischen Zusammenklang mit der Umwelt.



Ein modernes Haus am Hang. Die Bauweise am Hang stellt den Architekten vor besonders interessante Aufgaben. Bewachsene Spaliere schmücken die Terrasse.



Das Heim, das sich der Architekt Gottfried Wegmann in seinem Heimatort Schliersee selbst baute. Von ihm stammen alle Häuser auf diesen Seiten.

Hoch über dem Tegernsee

Neue Wunschhäuser im Vorland der Alpen zwischen München und Salzburg



Die Details, die reizenden Spielereien sind es, die den Charme der Häuser an den Ufern des Tegernsees und um den Schliersee unterstreichen, wie hier zum Beispiel ein alter Kaminvorsatz aus Messing, in dem jetzt Petunien und Geranien an der Hauswand üppig blühen.



Durch die vier quadratischen Fenster des Wohnraums des Hauses „Hoch über dem Tegernsee" breitet sich eines der schönsten Panoramen des deutschen Alpenvorlandes. „Das ist meine Kommandobrücke", sagt der glückliche Besitzer dieses Hauses, ein Textilfabrikant aus der Gegend von Hof. Auf dem großen Bild rechts wird der überwältigend schöne Ausblick auf den Tegernsee gezeigt.

Architekt: Gottfried Wegmann, Schliersee; Photos: Ludwig Weitz, Barbara Lüdekke u. a.



Und hier das Haus „Hoch über dem Tegernsee". Seine schwungvolle, kühne Form möchte man fast als Barock des 20. Jahrhunderts bezeichnen.

In die herrliche Natur des Alpenvorlandes wurden in jüngster Zeit so viele neue hübsche Häuser hineingebaut, daß sich Freude und Entzücken bei einer Fahrt durch diese bezaubernde Landschaft noch mehren. Hier hat sich ein neuer Landhausstil entwickelt, der nichts mehr mit den ‚Schweizerhäusern' von einst gemein hat.



wie er sich durch den Bogen der kleinen Vorhalle des Hauses bietet. In dieser Vorhalle befindet sich eine gemütliche Sitzecke mit einem Gartenkamin.



Durch die Aussichtsfenster im Wohnraum schweift der Blick hinab zum kilometerbreiten Elbstrom. Aus den tiefen, bequemen Sesseln um den massiven Eichentisch ist das Vorbeiziehen der mächtigen Ozeanschiffe behaglich zu beobachten.



Eine zweite Sitzecke im großen Wohnraum gruppiert sich vor der weißen Bücherstellage, die eine ganze Zimmerwand einnimmt, und um den großen Kamin. In dem antiken Lübecker Messing-Lüster werden nur echte Kerzen entzündet.

Haus über der Elbe

Dieses neuerbaute Haus an der Elbchaussee in Hamburg zeigt nicht den üppigen Prunk wie so manche Residenz in diesem elegantesten Viertel der Hansestadt, sondern dieses Haus besitzt Charme und Anmut. Es liegt so weit von der Straße zurück, daß deren Lärm nicht mehr stört, es liegt so nahe der Elbe, daß deren mächtige seebreite Wasserfläche durch die großen alten Bäume des Parks ins Haus hineingrüßt.



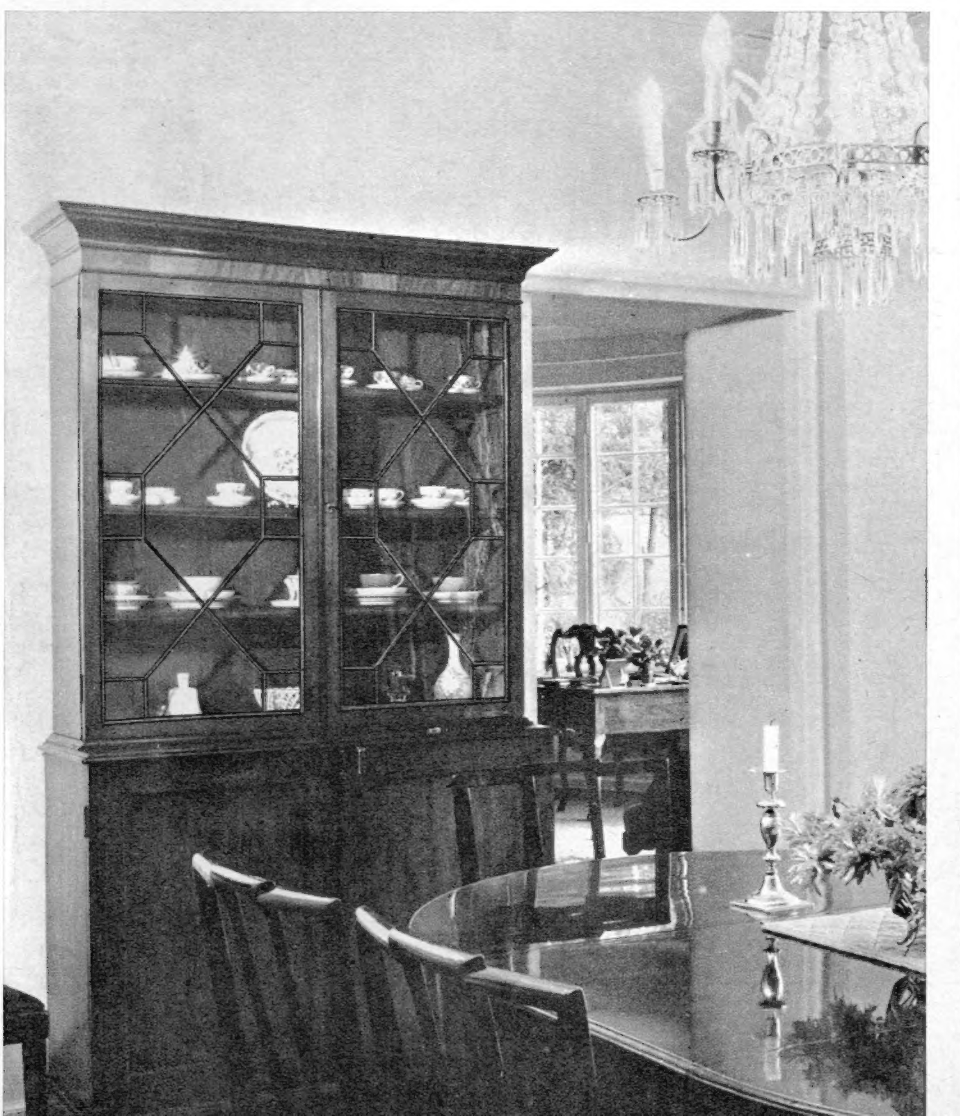
Die Gartenfront des Hauses wird durch viele Fenster aufgelockert. Zur Straße hin zeigt das Haus nur wenige Fenster.

Die Straßenfront des Hauses zur Elbchaussee hin zeigt sich recht verschlossen; das Abweisende aber wird durch die reizvolle Anlage des Hauseinganges wieder gemildert. Die breite Tür wirkt wie eines der Fenster zum Garten hin. Das Vordach wird von Holzbalken getragen, heimelig leuchtet die große Laterne: Herzlich willkommen an der Schwelle eines schönen Heimes!

Architekt: Prof. Caesar F. Pinnau; Photos: Dieter Heggemann

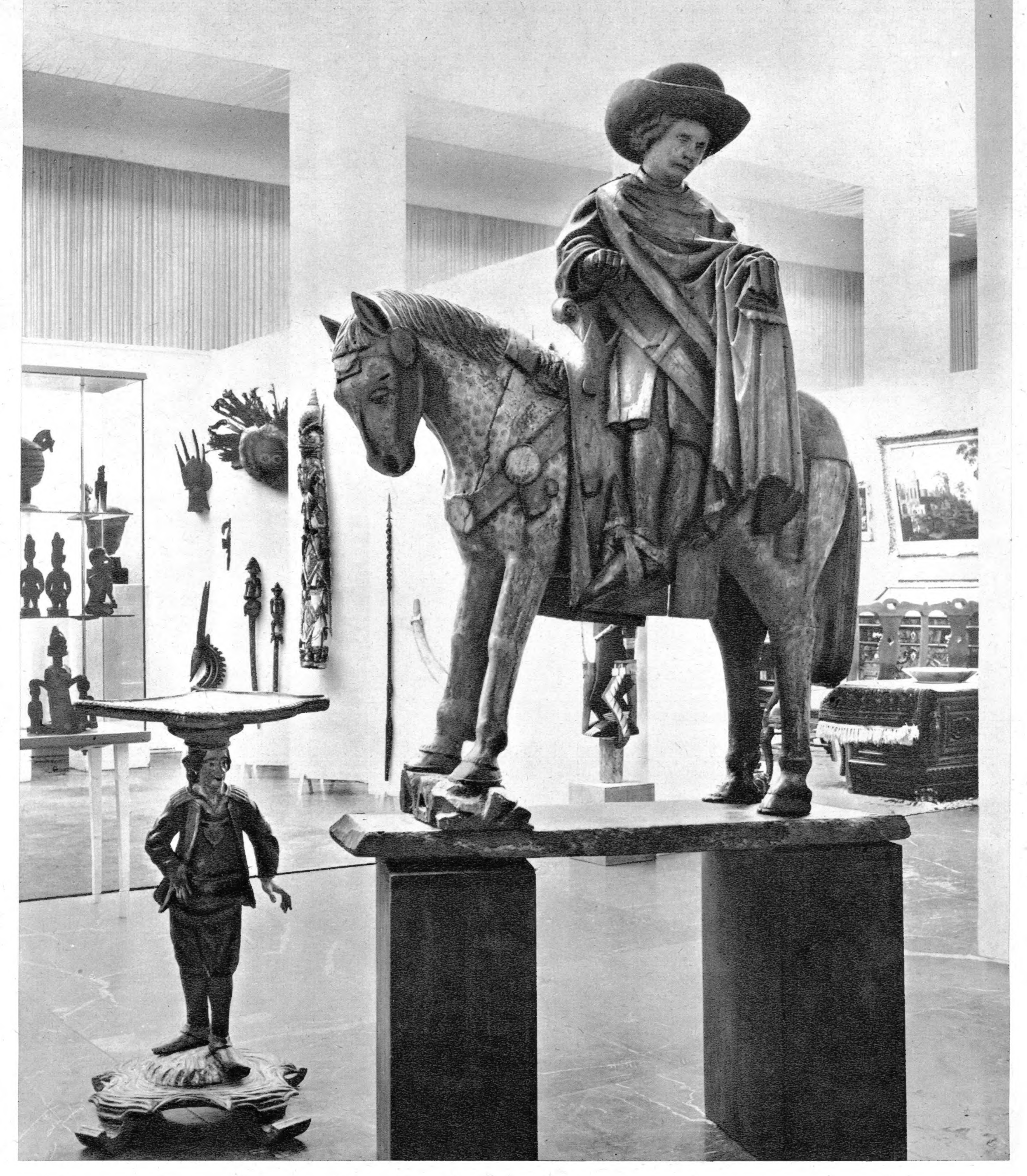
Im Erdgeschoß befindet sich neben dem großen Wohnraum noch dieses entzückende runde Zimmer, das für die Dame des Hauses reserviert ist. Das Mobiliar ist erlesen: Der antike Schreibtisch zeigt zierliche Intarsienarbeit. Das rundgearbeitete niedere Bücherbord fügt sich harmonisch ein. Das moderne, riesige Couchsofa (links) stört keinesfalls, der richtige Platz für eine Dämmerstunde im Dezember. Der hübsche Vogelkäfig am Fenster dürfte in diesem anmutigen Zimmer nicht fehlen.

Aus dem runden Zimmer führt ein schmaler Durchbruch, der mit Schiebetür geschlossen werden kann, in ein kleines Speisezimmer mit wertvollen echten Empire-Möbeln. Besondere Erwähnung verdient der große Geschirrschrank mit altem Porzellan.



Vom Zugang zu den Schlafzimmern im Obergeschoß bietet sich dieser Blick in die Diele mit rotem Fliesenbelag, den man in Norddeutschland so liebt. Rechts neben dem alten Schrank aus Westfalen der Zugang zu einer kleinen Garderobe.





Ein Dorado für Sammler und Kunstfreunde

Im Haus der Kunst in München vereinigten sich Kunst- und Antiquitätenhändler aus allen Teilen der Bundesrepublik zu einer gemeinsamen Verkaufsmesse. Zum ersten Male, seit es einen deutschen Kunsthandel gibt, trafen sich damit die Konkurrenten des Kunstmarktes zu friedlichem Wettbewerb unter einem Dach. Welch eine Schau kam dabei zustande! Welche Schätze kann der deutsche Kunsthandel schon wieder vorweisen! Da hängen Bilder von Andrea del Sarto, Brueghel und Liebermann, von Ruysdael, Caspar David Friedrich und Utrillo — unmöglich, auch nur einen Bruchteil zu nennen. Kostbarstes Kunst- und Kulturgut aus den Jahrhunderten steht einträchtig neben schönen Dingen, die auch dem Geldbeutel des bürgerlichen Sammlers zugänglich sind. Von gotischen Tafelbildern bis zu bizarren Tanzmasken von der Goldküste und zu persischen Miniaturen, von französischen Tapisserien bis zu römischem Goldschmuck und zu prächtig „gefaßten" Barockfiguren werden unzählige Wünsche geweckt. Auch frühe Porzellane, Gläser, Fayencen und Silber, Schränke, Truhen, Sessel und vielerlei bunter Hausrat von höchstem dekorativem Reiz verlocken den Kunstfreund. Manche alten Stücke sind „taufrisch", als seien sie gerade aus der Werkstatt gekommen, andere wieder zeigen die Patina der Jahrhunderte, die sie für manche Sammler so begehrenswert macht. — Diese Messe ist ein Ereignis ersten Ranges, man freut sich, daß sie zu einer alljährlichen Einrichtung werden soll. (Auf dem Bild: St. Martin, rheinische Holzplastik, Anfang des 15. Jahrh.)

 Photo: Betz

Robert macht's richtig!

SABA

Er sieht, er hört und sitzt entspannt –
sein fernbedienter SCHAUINSLAND
macht ihm die ganze Welt bekannt.

Entspannen - und doch dabeisein . . .

Fernsehen, das große Erlebnis unserer Zeit, bringt mit SABA-Schauinsland wahre Entspannung. Im gemütlichen Heim bequem im Sessel sitzen und ferngesteuert bei allen Ereignissen, die in der Welt geschehen, lebensnah dabeisein: Das wäre doch auch etwas für Sie! Hervorragende Bildwiedergabe, vollendete Klangschönheit und höchster Bedienungskomfort bieten die beste Gewähr für einen genußreichen Fernsehempfang. – Ihr Fachhändler führt Ihnen gerne die Schauinsland-Geräte vor.



Schauinsland

mit Fernbedienung

SABA SABA SABA SABA SABA SABA SCHWARZWÄLDER PRÄZISION SABA SABA SABA SABA SABA


Mein liebstes Geschenk.....
PATRIZIER
Lavendel
Aus dem
PATRIZIER-HAUS
KÖLN
Bitte, achten Sie beim Einkauf auf die bernsteinfarbene Flasche
805/56